

4ty FOUR

DAS PRÄVENTIONSMAGAZIN

Nr.14

Mai 2010

Institut Suchtprävention, Hirschgasse 44, 4020 Linz | www.praevention.at

ZVR 817352/6



institut
sucht
prävention
PRO MENTE. OÖE

Jugend
verwundbare
wunderbare
Jahre

Foto: www.zurucker.at

INHALT

- 2 Editorial, Programm Institutstagung 2010
- 3-4 **Entwicklung im Jugendalter – Interview Prof. Dr. Eva Dreher**
- 5 **Die Suche nach der eigenen Identität**
- 6 **Jugendkultur am Land**
- 7 **Der CTC Ansatz – Suchtvorbeugung in der Gemeinde**
- 8-9 **10 Jahre Barfuss**
- 10 **Aus der Praxis – Verein Jugend und Freizeit**
Ing. Erich Wahl
- 11 **Aus der Praxis – Landesjugendreferat OÖ**
Hofrat Mag. Reinhard Anreiter
- 12 **Entwicklungskrisen im Jugendalter**
Interview Prim. Dr. Werner Leixnering, Landesnervenklinik OÖ
- 13 **Jugendtagung 2010**
Intern: Mag. (FH) Andreas Reiter
- 14 **Drogenmonitoring Nikotin**
- 15 **Neues aus dem Institut**
- 16 **Buchtipps**



COVERFOTO „SKAPUTNIK“:
Die neun jungen Musiker/innen aus dem Großraum Wels verbinden Ska mit diversen Musikrichtungen. Neben fulminanten Bläserätzen und zahlreichen Instrumentalsoli spielen aussagekräftige Texte keine geringe Rolle. Am 15. Mai 2010 wird das neue Album im Zuge der 25-Jahr-Feier des Alten Schlöbhos in Wels präsentiert.

IMPRESSUM:
Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Institut Suchtprävention, pro mente OÖ A-4020 Linz, Hirschgasse 44, info@praevention.at | **Leitung:** Christoph Lagemann, Mag. Dr. Rainer Schmidbauer | **Redaktion:** Mag. Günther Ganhör (Leitung), Mag. Dietmar Krenmayr | **Layout, Grafik:** Sabine Mayer | **Fotos:** Institut Suchtprävention, Hans Zurrucker (Titelbild) | **Druck:** kb-offset, 4844 Regau, Römerweg 1 | **Auflage:** 3.500 Stück | **Preis:** kostenlos

EDITORIAL

JUGEND FORDERN UND FÖRDERN

Liebe Leserinnen und Leser,

„Die Jugend“ als Einheit gibt es bekanntlich nicht. Dennoch ist sie seit vielen Jahrhunderten im Mittelpunkt zahlreicher Auseinandersetzungen, konträrer Perspektiven und Meinungen. Die öffentliche Meinung über Jugend, insbesondere was den Umgang mit Substanzen oder schädlichen Verhaltensweisen betrifft, wird stark von Massenmedien beeinflusst. Dabei stehen nicht selten die Probleme und eingängige Klischees im Vordergrund. Komplexe Zusammenhänge werden meist ausgeblendet.

In der Suchtvorbeugung zählen Jugendliche zu einer der wichtigsten Zielgruppen. Denn sie sind nicht nur die Erwachsenen- und Elterngeneration von morgen, sondern befinden sich selbst in einer Lebensphase, in der Konsummuster und Einstellungen zu psychoaktiven Substanzen entwickelt und festgelegt werden. Prävention im Jugendalter soll helfen, eine Identität aufzubauen, die auf einem stabilen Selbstwert beruht. Es geht auch darum, Jugendliche bei der Bewältigung von komplexen Entwicklungsaufgaben zu unterstützen und ihre persönliche Entwicklung zu fördern. Gleichzeitig ist es für uns Erwachsene wichtig, die junge Generation zu ermutigen, ihre Umwelt aktiv mitzugestalten.

Daher liegt uns neben den direkten und indirekten Ansätzen (über Lehrkräfte, Jugendarbeiter etc.) als Einrichtung der Suchtprävention auch der partizipative Gedanke, also das Einbinden von jungen Menschen in Präventionsprojekte, besonders am Herzen. Umso erfreulicher ist die Tatsache, dass mit der alkoholfreien Cocktailbar „Barfuss“ heuer ein Paradebeispiel eines langfristig erfolgreichen Jugendprojekts sein 10-Jahres-Jubiläum feiert.

Christoph Lagemann | Dr. Rainer Schmidbauer
Institutsleitung

INTERVIEW

Prof. Dr. EVA DREHER



ZUR PERSON: Prof. Dr. Eva Dreher
Department Psychologie der Ludwig-Maximilians-Universität München

Forschungs- und Arbeitsschwerpunkte:
• Entwicklung und Selbstregulation (Schwerpunkt: Adoleszenz, Emerging Adulthood)
• Entwicklungskonzepte der Lebensspanne: Entwicklungsaufgaben, Übergänge, Bewältigungsressourcen
• Angewandte Entwicklungspsychologie: Design und Methodik entwicklungsorientierter Intervention und Beratung

ENTWICKLUNG IM JUGENDALTER

Sind Menschen im Jugendalter verletzlicher als in anderen Lebensphasen?

Die Umwelthanforderungen sind den Jugendlichen gegenüber vielfältiger geworden. Kindern und Jugendlichen werden heutzutage nahezu alle Handlungsbereiche geöffnet, ohne zu hinterfragen, ob die Fähigkeiten dazu da sind. Das macht im Grunde die Verletzlichkeit aus. Die Gefahren sind für mich dort erkennbar, wo Kinder und Jugendliche als Konsumenten definiert werden – als wirtschaftlicher Faktor.

Die neuen digitalen Kommunikationsformen sind hierfür ein gutes Beispiel. Nahezu alle Zugänge stehen zur Verfügung, weil die Steigerung der Nutzung bzw. der wirtschaftliche Gewinn im Vordergrund steht. Zudem ist das Erwachsenenleben heute den Kindern viel stärker präsent. David Elkind hat vor über 20 Jahren schon darauf hingewiesen, dass es einen Verlust von ‚Markierungen‘ gibt. Markierungen sind äußere Zeichen des Übergangs. Sie helfen Kindern zu sehen, wo sie in ihrer Entwicklung stehen. Ich denke, dass viele Verfrühungsphänomene auch mit dem Verlust solcher Markierungen in Zusammenhang stehen. Mit der gebotenen Vielfalt erhöht sich allerdings auch der Anspruch an die Fähigkeiten, für sich zu bestimmen, zu bewerten, auszuwählen. Der Anspruch an kognitive Fähigkeiten ist in unserer Gesellschaft im Grunde sehr hoch. Dreh- und Angelpunkt ist es, mit Vielfalt umgehen zu können, um für sich eine Wertrichtung festlegen zu können. Das ist ein Kernstück der momentanen Jugendentwicklung.

Hat sich die Phase der Adoleszenz ausgedehnt oder betrachtet man sie einfach jetzt aufgrund neuer entwicklungspsychologischer Erkenntnisse aus einem anderen Blickwinkel?

Die Phase des Übergangs in Erwachsenenrollen hat sich auf jeden Fall verlängert. Bei der in der Entwicklungspsychologie viel diskutierten Frage der Vorverlegung der sexuellen Reife hat sich biologisch in den letzten Jahrzehnten nicht mehr sehr viel verändert. Eine neue Erkenntnis ist, dass gewisse – hormonell basierte – Voraussetzungen für eine Frühentwicklung oder Spätentwicklung bereits pränatal festgelegt sind. Das ist entwicklungspsychologisch wichtig.

Jugendliche brauchen Begleitung nach dem Motto:

„Hilfe brauch ich, aber ich will nicht merken, dass mir geholfen wird.“

Der zweite sehr neue Erkenntnisstand betrifft die Tatsache, dass vor dem Zeitpunkt, zu dem die Pubertät körperlich bemerkbar und sichtbar wird, schon mindestens zwei Jahre früher, ganz entscheidende Prozesse in Gang kommen. Der Fachausdruck dafür lautet **„juvenile transition“**. Bei beiden Geschlechtern vollzieht sich – durchschnittlich im Alter von sieben Jahren – eine Hormonausschüttung, die sich auch auf das Verhalten auswirkt. Das ist das Alter, in dem Mädchen und Buben plötzlich nichts mehr miteinander zu tun haben wollen, sondern unter sich bleiben – eigentlich ein deutlicher Markierungspunkt für geschlechtstypische Verhaltensweisen. Das heißt, die Pubertät hat einen Vorlauf und insofern gibt es auch bestimmte Auffälligkeiten und Verhaltenstendenzen, denen kanalisierende Funktionen zukommen, z.B. für Abhängigkeitsverhalten. Man kann aber nicht sagen, dass dies ‚frühkindlich‘ angelegt ist. Vielmehr handelt es sich um einen ganz zentralen Vorgang der Strukturierung, bei dem sich zu jedem Zeitpunkt der Verlauf eines ‚Entwicklungspfad‘ ändern kann.

Was heißt das für Früh- und Spätentwickler? Mit welchen Herausforderungen sind diese konfrontiert?

Früh- und Spätentwicklung sind Faktoren, die im Grunde riskantes Verhalten, Abhängigkeitsverhalten oder Substanzgebrauch mitbedingen können. Die Definition von ‚zu früh‘ bzw. ‚zu spät‘ erfolgt grundsätzlich anhand einer Durchschnittsnorm, von der die Jugendlichen mehr oder weniger stark abweichen. Bei der Geschlechts-

reife zum Beispiel ist Frühentwicklung bei Mädchen mit mehr Risiken behaftet als bei Jungen. Das hängt damit zusammen, dass früh entwickelte Mädchen innerhalb ihrer Altersgruppe meist keine Gesprächspartner haben. Es gibt keine Vergleichsmöglichkeiten, sie fallen aus der Gruppe heraus. Das höhere Kontaktbedürfnis begünstigt die Kontaktaufnahme mit älteren Burschen oder Gruppen, die weiterentwickelt sind. Man spricht daher von einem **„doppelten Verkehrsrisiko“**: einmal was die Sexualität betrifft und zum zweiten, dass sie auch im Straßenverkehr höheren Risiken ausgesetzt sind. Sie selbst dürfen noch nicht Auto fahren und werden häufig mitgenommen, zum Beispiel bei Discofahrten. Bei den früh entwickelten Burschen gibt es Querverbindungen zu riskanten Verhaltensweisen, die Ansehen in der Gruppe erzeugen. Spätentwickler dagegen entsprechen vom Aussehen her nicht dem männlichen Klischee und müssen irgendetwas bieten, womit sie ankommen. Das sind dann oft Mutproben oder das Miltmachen bei riskanten Vorhaben.

Viele Risiken im Jugendalter entstehen aus dem Zusammentreffen biopsychosozialer, d.h. normaler Entwicklungsveränderungen. Dazu bedarf es noch gar keiner dramatischen Verhältnisse oder Bedingungen. Das Jugendalter ist eine Zeit, in der gewisse Risiken mehr oder weniger in der Dynamik der Entwicklung enthalten sind.

Ist „Sensation Seeking“ ein typisches Phänomen des Jugendalters?

Es handelt sich bei **„Sensation Seeking“** um ein vielschichtiges Phänomen. Auf der Verhaltensebene sind damit meist Abenteuer- und Gefahrensuche oder auch die Vermeidung von Langeweile gemeint. Gerade für das Jugendalter ist aber auch interessant, dass der ersehnte ‚Kick‘ neurochemische Prozesse widerspiegelt, einen balancierten Mechanismus von Dopamin- und Serotoninschwankungen. Dieser Mechanismus wird besonders im Jugendalter deutlich. Er fällt zeitlich zusammen mit dem Bedürfnis, das **„Nicht-Alltägliche“** auszuprobieren bzw. zu erfahren.

Interessant ist die Tatsache, dass sich in dieser Lebensphase die Schlafrythmen verändern. Jugendliche werden – wenn man einen Vergleich zur Tierwelt zieht – quasi zu Eulen. Es gibt eine Verschiebung zur **Nachtaktivität**. Bedeutsam ist hier die Interaktion mit bestimmten Umweltfaktoren, z.B. späte Öffnungszeiten von Discos. Ein Großteil der Jugendlichen läuft eigentlich übermüdet durch die Gegend. Verbunden mit eingeschränkter Aufmerksamkeit sind entsprechende Risiken für Verkehr, für schulische Leistungen; ferner ist die Anfälligkeit für Aggression und Stress erhöht und die emotionale Regulation nicht angemessen – Risiken für alles, was eher passiert, wenn man übermüdet ist.

Wie sollten Erwachsene mit dem Bedürfnis nach riskantem Verhalten umgehen?

Wichtig sind hier die **„gesunden Risiken“**. Es geht darum, Jugendliche ernst zu nehmen und ihnen etwas zuzutrauen. Welche Möglichkeiten gibt es, Jugendliche mit Anforderungen zu konfrontieren, die dem Bedürfnis nach Erfahrung entgegenkommen. Es geht um Herausforderungen, um etwas Neues, es geht um die Übertragung von Verantwortlichkeit. Es geht darum, sie dabei in eine Richtung zu führen, wo sie sich in ihrem Handlungsspielraum erproben können. Das wird von jungen Menschen auch angenommen. Die Gefahr ist meines Erachtens, dass Erwachsene dabei Erwartungen nach dem Alles-oder-nichts-Prinzip ausrichten. Damit ist gemeint: Wenn ich einem jungen Menschen etwas übertrage, heißt das noch längst nicht, dass er das nach meinen Vorstellungen machen kann. Jugendliche brauchen Begleitung, d.h. Monitoring und Mentoring der Erwachsenen im Hintergrund. Dabei gilt das Motto **„Hilfe brauch ich, aber ich will nicht merken, dass mir geholfen wird“**.

„Achtet die Jungen! Wie wollt’ ihr wissen, ob sie nicht eines Tages alles das sein werden, was ihr jetzt seid?“
Konfuzius, chinesischer Philosoph (551-479 v. Chr.)



TAGUNG 2010
Mo 17. Mai
Redoutensale, Promenade 39
4020 Linz | 9 – 17.00 Uhr

Kommunale Suchtprävention

Modelle, Chancen, Spannungsfelder



institut
sucht
prävention
pro-mente.oö

PROGRAMM

- 9.00 Uhr Begrüßung**
Christoph Lagemann, Leiter Institut Suchtprävention
Univ.Do. Prim.Dr. Werner Schöny, Vorstandsvorsitzender pro mente OÖ
l.Abg. Prim. Dr. Walter Aichinger, Abgeordneter zum OÖ. Landtag, ÖVP
 - 9.30 Uhr Der kommunale Lebensraum als Ort der Gesundheitsförderung und Suchtprävention**
Prof. Dr. Eberhard Goepel, Professor für Gesundheitsförderung am Fachbereich Sozial- und Gesundheitswesen, Hochschule Magdeburg-Stendal
 - 10.30 Uhr Pause**
 - 11.00 Uhr Kommunale Gesundheitsförderung in der globalisierten Welt**
Em.Univ.-Prof. Dr. R. Horst Noack, Ph.D., Institut für Sozialmedizin & Epidemiologie, Medizinische Universität Graz
 - 12.00 Uhr 10 Jahre Barfuss**
 - 12.15 Uhr Mittagspause**
 - 13.30 Uhr WORKSHOPS** (Bei Anmeldung einen Workshop und einen Ersatzworkshop angeben!)
WS 1: Interkulturelle Kompetenz in der Kommunalen Suchtprävention
Çağlayan Çalişkan, Çalişkan & Network
WS 2: „Communities That Care“ – Modellversuch in Niedersachsen/Deutschland
Frederick Groeger-Roth, Landespräventionsrat Niedersachsen, Nds. Justizministerium
WS 3: Die Gesunde Gemeinde – Möglichkeiten und Formen der Zusammenarbeit
Dr. Heinrich Gemeiner, OÖ. Landesregierung, Netzwerkkoordinator
Sabine Stiebler, Regionalbetreuung der Gesunden Gemeinden im Bezirk Vöcklabruck
WS 4: Wir setzen Zeichen – Kommunale Suchtprävention aus Oberösterreich
Mag. Rudolf Gruber, Mag. Dietmar Krenmayr, Institut Suchtprävention
WS 5: Community Policing – Die Polizei als Partner der kommunalen Suchtprävention
BezInsp. Roland Wiednig, Landeskriminalamt OÖ
 - 15.30 Uhr Pause**
 - 16.00 Uhr „Über die Liebe, den Mut, die Wirtschaft und das Leben“**
Heini Staudinger, GEA, Waldviertler Schuhe
 - 17.00 Uhr Schlussworte | Ausklang mit der alkoholfreien Cocktailbar „Barfuss“**
- Moderation: Dr. Thomas Königstorfer





Wenn Fähigkeiten wie Selbst- und Verhaltensflexion erst ab ca. 20 Jahren vollständig entwickelt sind, macht es da Sinn mit 15- bis 20-Jährigen in diesem Bereich zu arbeiten?

Ja, das ist absolut sinnvoll. Denn die Tatsache, dass diese hoch strukturierten Vernetzungsprozesse erst spät abgeschlossen sind, bedeutet ja, dass Regulationsfähigkeiten wesentlich früher angebahnt werden. Wir kennen das Prinzip des „use it, or lose it“. Der Aufbau entsprechender Fähigkeiten ist ein langer Prozess des kognitiven Trainings. Übergänge ins selbstreflexive Denken erfolgen ca. mit 11, 12 Jahren und verstärken das Interesse der Jugendlichen an der eigenen Person – dies sollte man nutzen. Fähigkeiten wie Planung, Entscheidungsverhalten und Selbstreflexionsverhalten erreichen zwar erst Ende des zweiten Lebensjahrzehntes ein höheres Niveau, aber dies auch nur dann, wenn vorher ein Training stattgefunden hat.

Haben es Jugendliche heute leichter, weil es mehr Zeit für die Bewältigung von Entwicklungsaufgaben gibt?

Ich würde sagen die Bedingungen haben sich geändert, der Anspruch und das Spektrum der Alternativen haben sich gewandelt. Es gibt beispielsweise bei Ausbildung, Beruf, Lebensstil jetzt vielfältigere Möglichkeiten. Wenn man den Umgang mit Vielfalt gut handhaben will, benötigt man ein sehr gediegenes Auswahlverhalten. Man muss bewerten, gewichten und entscheiden können, aber das sind gerade die Fähigkeiten, die erst im Zuge der Entwicklung im Jugendalter aufgebaut werden. Also ist es heute eigentlich schwieriger geworden, weil es vielfältigere Möglichkeiten und weniger normierte Ordnungen gibt.

Wie können Erwachsene Jugendliche in ihrer Entwicklung unterstützen?

Zuerst muss ich selbst – das klingt einfacher als es ist – die ‚jugendliche Entwicklungslage‘ aushalten. Ich muss wissen, dass Jugendliche anders sind, auch so, dass ich manches nicht erklären kann. Viele Eltern besitzen abseits ihrer eigenen Erfahrung meist sehr wenig Wissen über die Entwicklung im Jugendalter. Entwicklungsbezogenes Wissen kann für Eltern eine große Entlastung darstellen.

Wichtig ist zugleich auch die Bereitschaft zu beobachten: Was verändert sich jetzt? Es hilft, wenn man diesen Prozess ein Stück mitgehen kann. Beispielsweise können Diskussionen mit Jugendlichen manchmal endlos sein, wenn Erwachsene auf eine Lösung hinsteuern und dahingehend argumentieren, es aber dem Jugendlichen letztendlich gar nicht um die Lösung geht, sondern darum, zu testen, wo die Grenzen des Erwachsenen sind. Das Wissen um solche Phänomene erleichtert es, diese Phasen auszuhalten.

Unterstützung bedeutet auch aufmerksame Präsenz, „Monitoring“ des Jugendlichen, d.h. ein Bewusstsein zu haben, was die Tochter/ den Sohn beschäftigt. Mit wem ist sie/er zusammen? Eine wichtige Qualität des Erwachsenen ist hierbei auch, ein Stück weit Unsicherheit auszuhalten zu können. Das heißt, Veränderungen zu sehen, aber nicht immer gleich zu reagieren.

Zum Beispiel wenn Eltern Zigaretten im Rucksack des Sohnes/ der Tochter finden...

Ja, das ist ein gutes Beispiel. Es gibt Verhaltensmuster, mit denen sich Jugendliche von Kindern abgrenzen; eines davon heißt „nicht folgen“. Bleiben wir bei den Zigaretten. Ich entdeckte das als Elternteil und sagte: „Rauchen kommt überhaupt nicht in Frage!“ Ich erwarte dann, dass das Mädchen oder der Junge mir folgt. Sofern für den Jugendlichen „folgen“ kindisch ist, wird er das aber nicht tun, da er kein Kind mehr sein will. Ein anderes, klassisches Beispiel: Sie sagen: „Geh und räum dein Zimmer auf!“ Wahrscheinlich stößt man dann auf eine ähnliche Konstellation – bekannt als ‚Anordnungsallergie‘. Für Erziehende lautet die Frage dann: Wie soll man damit umgehen? Die minimale Version der Zielerreichung geht über die Verhandlung von Alternativen. Es macht einen Unterschied wenn ich sage: „Das Zimmer muss aufgeräumt sein. Hast du eine Idee? Was kommt zuerst an die Reihe, machst Du es jetzt oder morgen?“ Dann kann man sich einigen. Die erwähnten Zigaretten sind ein gutes Beispiel dafür, zunächst einmal etwas aushalten zu können: Ich habe etwas entdeckt und muss meine eigene Überraschung, die eigene Angst oder Enttäuschung in Balance halten. Dann kann man überlegen, was hat sich verändert, wie komme ich an das Thema heran?

Welche Kompetenzen brauchen Erziehende bzw. Lehrkräfte aus entwicklungspsychologischer Sicht?

Erwachsene sollten Veränderungen gegenüber grundsätzlich aufgeschlossen sein. Sie sollten wissen, womit sich Kinder in ihrer Umwelt auseinandersetzen müssen. Weiters sollten Erwachsene gegenüber einem Kind, einem Jugendlichen Profil zeigen. Das heißt nicht, dass ich Vorzeigemodell bin. Profil zeigen bedeutet jedoch sehr wohl, dass das Kind an mir beobachten kann: Wie gehe ich mit schwierigen Situationen um? Wie gehe ich mit emotionalen Situationen um? Wie gehe ich damit um, wenn es um eine Entscheidung geht?

Für das Verarbeiten von Erfahrungen sind die kognitiven Veränderungen im Jugendalter sehr bedeutsam. Jugendliche können abstrakt denken. Und abstrakt denken heißt auch, dass sie Erwachsene jetzt nicht nur auf der Verhaltensebene beobachten, sondern auch ‚sehen‘, wie sie in der Rolle als Autofahrer/in, als Ehepartner/in usw. reagieren. Dass mir das als Erwachsener bewusst ist, ist eine großartige Möglichkeit, wie ich meinem Kind eine Welt zeigen kann, die jetzt in seinem Entwicklungsstadium neu ist.

QUELLEN | WEITERFÜHRENDE LITERATUR | SEITEN 3–5:

Interview mit Prof. Dr. Eva Dreher am 23. Februar 2010 in Linz
 Shell Deutschland Holding (Hrsg.), Klaus Hurrelmann, Mathias Albert & TNS Infratest Sozialforschung (Konzeption, Koordination), 15. Shell Jugendstudie, Jugend 2006, Frankfurt am Main, 2006.
 BZgA (Hrsg.), Jürgen Bengel, Frauke Meinders-Lücking, Nina Rottmann, Schutzfaktoren bei Kindern und Jugendlichen – Stand der Forschung zu psychosozialen Schutzfaktoren für Gesundheit, Köln 2009.
 laut & leise, Magazin der Stellen für Suchtprävention im Kanton Zürich, Nr. 3, Oktober 2009.
 J.J. Arnett, Conceptions of the transition to adulthood: Perspectives from adolescence through midlife, in: Journal of Adult Development, 8, 133-143, 2001.
 E. & M. Dreher, Kognitive Entwicklung im Jugendalter, in: M. Hasselhorn & R.K. Silbereisen (Hg.), Enzyklopädie Psychologie, Serie V (Entwicklung), II Grundlegende Veränderungen während des Jugendalters (S. 55 – 107), Göttingen, 2008.
 J.V. Lerner, E. Phelps, Y. Forman & E.P. Bowers, Positive Youth Development, in: R.M. Lerner & L. Steinberg (Hg.), Handbook of Adolescent Psychology (Third Edition), Vol.1: Individual Bases of Adolescent Development, S. 524-558, Hoboken, NJ, 2009.
 L. Steinberg, Adolescence (8. ed.), Boston, 2008.

DIE SUCHE NACH DER EIGENEN IDENTITÄT



Das Jugendalter ist eine identitätskritische Lebensphase, in der sich viele Möglichkeiten auftun; in der viele Jugendliche aber gleichzeitig überaus verletzbar sind. Die Wechselwirkungen von Risiko- und Schutzfaktoren sind kaum zu überblicken. Dennoch müssen in eben dieser Zeit wichtige Entwicklungsaufgaben bewältigt werden.

➔ **WACKLIGE ÜBERGÄNGE**

Manche Jugendliche erleben den Übergang von der Kindheit ins Erwachsenenalter in sanften Wellen, für andere dominieren dramatische Erfahrungen, verbunden mit erhöhter ‚Vulnerabilität‘ (Verletzbarkeit). Aus entwicklungstheoretischer Sicht sind vor allem die ‚Übergänge‘ relevant, also Phasen eines intensiven Wandels. Die Übergänge zeichnen sich einerseits durch Fortschritt, andererseits durch Risiko aus. Dreher zieht dabei einen Vergleich mit einer Seilbrücke, die es zu überqueren gilt: „Beim ersten Schritt stehe ich noch auf festem Untergrund, danach muss ich Sicherheit verlassen. Dann bin ich auf der Brücke und eine Weile auf einem Pfad ohne Alternativen bis ich wieder auf dem festen Ufer ankomme, wo ich mich aber auf der anderen Seite noch nicht auskenne.“

Übergänge gibt es im kognitiven, körperlichen und sozialen Bereich. Kognitiv spielen die neurobiologische Entwicklung von Kontroll- und Reflexionsfähigkeit, Affektregulierung, das Denken sowie neue Formen des Beobachtens, Vergleichens, Schlussfolgerns und Urteilens wichtige Rollen. Körperlich geht es um das in der Kindheit aufgebaute Körperschema, das im Zuge der Geschlechtsreife seine Gültigkeit verliert. Körperproportionen verändern sich. Darüber hinaus müssen neue geschlechtsspezifische Vorstellungen in das eigene Personenbild eingebaut werden. Hier geht es auch um Normen und Ideale. Hinzu kommt, dass auch für andere die körperlichen Veränderungen wahrnehmbar sind und zu Reaktionen führen. Die sozialen Komponenten eines Übergangs betreffen die Veränderungen zwischenmenschlicher Beziehungen, die Übernahme neuer Rollen und erhöhte Anforderungen bei sozialen Kompetenzen.

„Die Umwelthanforderungen sind gegenüber Kindern und Jugendlichen ungeschützt geworden. Nahezu alle Handlungsbereiche der Erwachsenenwelt stehen ihnen offen. Es wird aber nicht hinterfragt, ob Jugendliche die Fähigkeiten haben damit umzugehen. Dieser Mangel an Bewältigungspotenzial führt zu „Entwicklungsstress“ und auch zu Verletzlichkeit.“, so Dreher, die auf das interdisziplinäre Konzept der „Positiven Jugendentwicklung“ verweist: Förderung von Kompetenzen wie Selbstregulation, Kommunikationsfähigkeit, Problemlösungsstrategien, die Jugendliche befähigen sollen, an der eigenen Entwicklung aktiv und konstruktiv mitzuwirken.

➔ **DROGEN UND DIE LUST AM RISIKO**

Neurobiologisch betrachtet spielt neben der Tatsache, dass Jugendliche mit einem chronischen Schlafmangel durch die Welt wandern (Interview Prof. Dreher) vor allem der Botenstoff Dopamin eine entscheidende Rolle. Er steht in engem Zusammenhang mit jugendlichem Risikoverhalten, da er die Lust- und Belohnungsschaltkreise im Gehirn steuert. Durch riskantes Verhalten werden diese Belohnungssysteme bei Pubertierenden angeregt. Es fühlt sich einfach gut an. Ähnliches gilt für die Anziehungskraft von psychoaktiven Substanzen. Hier lockt das Neue, Verbotene, Gefährliche. Viele Drogen lassen während ihrer Wirkung den Dopaminspiegel ansteigen. Wer auf diese Weise seinen Dopaminspiegel erhöht, geht natürlich Risiken ein. Der Körper reduziert bei regelmäßigem Drogenkonsum mit der Zeit die Andockstellen für den Botenstoff. Immer stärkere Reize werden für eine positive Wirkung benötigt. Alltägliche Aufgaben verlieren an Reiz. Was kann man diesen neurobiologischen Phänomenen als Erziehende entgegensetzen? Der Psychologe Olivier Andermatt hat dazu im Schweizer Fachmagazin „laut & leise“ die treffliche Beschreibung des „Frontallappen-Ersatzes“ verwendet, den Eltern und Erziehende in der Pubertät einnehmen sollten. Er spielt damit auf die Bedeutung von Grenzen an. Denn durch die noch mangelhaft ausgebildete Reflexionsfähigkeit bei gleichzeitig erhöhter Risikobereitschaft benötigen Jugendliche ein Korrektiv. Erst dadurch können Gefahren und Gefühle richtig eingeschätzt, Erfahrungen und Erlebnisse ausgewertet und eingeordnet werden. Was sie auf der Suche nach ihrer Identität nicht benötigen ist Bevormundung, genauso wenig wie Eltern, die sich als Freunde auf die gleiche Ebene stellen wollen. Sie brauchen, wie Andermatt es beschreibt, „einen klaren, verlässlichen Rahmen, der verhindert, dass sie in ihrem Übermut abstürzen oder sich ernsthaft verletzen. Dieser Rahmen muss weit genug sein, um Erfahrungen und Wachstum zu ermöglichen, aber er muss auch eng genug sein, um ausreichend Auseinandersetzung, Schutz und Schlaf zu bieten“.

ENTWICKLUNGSPSYCHOLOGISCHE PERSPEKTIVE: PERIODISIERUNG DES JUGEND- UND FRÜHEN ERWACHSENENALTERS





Das in den 1980er-Jahren in den Vereinigten Staaten entwickelte Präventionssystem **Communities That Care (CTC)** gilt als eines der umfassendsten und effektivsten Programme zur Eindämmung von Sucht- und Gewaltentwicklung in Gemeinden.

JUGENDKULTUR AM LAND

Eine aktuelle Studie des Instituts für Jugendkulturforschung behandelt das Thema Jugend und Jugendkulturen im ländlichen Raum und ist dabei unter anderem der Frage „Worin unterscheidet sich Jung-Sein in der Stadt vom Jung-Sein am Land?“ nachgegangen.

Die gesellschaftliche Modernisierung und Ent-Traditionalisierung hinterlässt nicht nur im städtischen Raum, sondern auch in ländlichen Regionen deutliche Spuren. Internet, Satelliten-Fernsehen und Mobilfunk, ausgebauter Verkehrswege und gesteigerte Mobilität sind heute feste Bestandteile des ländlichen Alltagslebens. Das was bei Jugendlichen angesagt ist, sprengt oftmals die lokalen Grenzen. Jugendkulturen und -trends sind weitgehend globalisiert. Sie entstehen im Zusammenspiel von TV, Internet, Mundpropaganda und eigenem, aktivem Interesse der Jugendlichen. Dennoch gibt es Unterschiede zwischen Stadt und Land. Die im Vorjahr vom Institut für Jugendkulturforschung in Wien publizierte Studie „Jugendkultur am Land: Eine qualitative Exploration“ hat sich mit dem Thema Jugend und Jugendkulturen im ländlichen Raum befasst.

Keine „Couch-Potatoes“

Laut der Untersuchung wünscht sich etwa die Hälfte der Jugendlichen im ländlichen Raum eine besser ausgebauter Freizeitinfrastruktur und ein breiteres Freizeitangebot in der eigenen Heimatgemeinde. Besonders gefragt: informelle Treffpunkte und jugend(kultur)orientierte Locations, die ein geselliges Zusammentreffen mit Gleichaltrigen ermöglichen. Doch auch wenn die ländliche Jugend im Vergleich zur urbanen hier im Nachteil scheint, fühlt sie sich nicht etwa zum „Couch-Potatoe-Dasein“ verurteilt. Für sie gilt das Motto: „Man muss versuchen, aus dem, was verfügbar ist, das Beste zu machen.“ Jugendliche am Land managen die vorhandenen Möglichkeiten und schaffen sich ihre eigenen Freizeitkulturen. Diese basieren laut der Studie auf drei Säulen: saisonale Outdoor-Partykulturen, traditionelle Dorrfeste sowie Szene- und Erlebnismobilität (siehe Kasten).

Schrille Jugendkultur als Bürgerschreck

Szeneorientierte Jugendliche haben es am Land nicht leicht. Denn sie werden – zumindest aus Sicht der Befragten – in der traditionellen Dorfgemeinschaft nicht selten als „Bürgerschreck“ angesehen. Das heißt, in der Stadt ist es für Jugendliche leichter, sich ästhetisch schrill zu einer bestimmten Jugendkulturszene zu bekennen: „weil“ s nicht so auffällt: Man sticht zwar raus, aber man wird sofort wieder vergessen. Bei einem 300-Einwohner-Dorf (...) merkt man es sofort, weil da sagt die eine zur anderen: Hast gesehen, wie der ausgeschaut hat?“ wird ein 22-jähriger in der Untersuchung zitiert.

In der von Dr. Beate Grobeger verfassten Studie wurden drei grundlegende Unterschiede zwischen ländlichen und urbanen Jugendkulturen ausgearbeitet:

1. In der Stadt gibt es zwar mehr Jugendkultur, sie bleibt aber auch mehr an der Oberfläche. Städtische Jugendkultur wird von der ländlichen Jugend als „posermäßiger“ beschrieben, d.h. es geht primär um den Style. In der Stadt erfolge auch der Einstieg in bestimmte Style-

QUELLEN- BZW. LITERATURHINWEISE:
Jugendkultur am Land, Pressedienst des Instituts für Jugendkulturforschung, Ausgaben 22 und 23 (vom 9. 12. 2009 und 27.1. 2010)

Beate Grobeger, Jugendkultur am Land: Eine qualitative Exploration (Eigenstudie des Instituts für Jugendkulturforschung), Wien, 2009

Welten vergleichsweise früher, aber auch unverbindlicher. Am Land wird Jugendkultur als „wilder“ und als tendenziell älter empfunden.

2. In der Stadt bleiben die jugendkulturellen Szenen eher unter sich, am Land kommt es zu Kontakten zwischen Jugendlichen aus unterschiedlichen Szenen; auch weil es dort generell weniger „Szene-Jugendliche“ gibt. In der urbanen Jugendkultur wird zudem von den Befragten eine deutlichere szene- bzw. lifestylespezifische Unterteilung wahrgenommen.

3. In der Stadt ist Jugendkultur kommerzieller und konsumorientierter. Für alle, die Teil der Jugendkultur sein wollen, gilt: Du kannst es dir nicht leisten, nicht zu konsumieren. Werbung im öffentlichen Raum spielt bewusst mit angesagten Lebensstilgruppen, jugendkulturellen Codes und Symbolwelten. Diese sind im städtischen Alltag allgegenwärtig und werden von der urbanen Bevölkerung auch als normaler Bestandteil einer an jugendlichkeit ausgerichteteten, mehrheitsfähigen „Konsumkultur“ akzeptiert.

Lebendiges Vereinsleben

Ein weiterer Unterschied wird aus Sicht der ländlichen Jugendlichen in der Gemeinschaftskultur gesehen. **Zumindest für die traditionell orientierte Jugend gilt:** Am Land ist fast jede/r Jugendliche in irgendeinem Verein oder einer Jugendorganisation. Veranstaltungen werden als Teil einer lebendigen Vereinskultur gesehen. Sie dienen heute allerdings nicht mehr vorrangig der Identitätsbildung, sondern gelten als Zeichen für ein aktives Dorfleben. Interessant ist zudem, dass sich jene Jugendlichen, die sich am traditionellen Vereinsleben orientieren, in eine kleinere Gruppe der „Vereinsmacher/innen“ und eine größere Gruppe von „Vereinskunden/innen“ teilen. Während sich erstere mit der Vereinstradition und deren Werten identifizieren, ist die zweite Gruppe vor allem deswegen dabei, weil die besten Freunde/innen auch dabei sind oder weil es dort coole Feste gibt. Dennoch identifizieren sich diese Jugendlichen nicht mit populärkulturellen Elementen, sondern mit einer „modernisierten Variante der traditionellen Kultur“. Ein Phänomen, das, wie Beate Grobeger es formuliert „seitens der Jugend(kultur)forschung zweifelsohne größere Aufmerksamkeit verdienen würde“.

DIE DREI SÄULEN DER FREIZEIT- UND GESELLIGKEITSKULTUREN VON JUGENDLICHEN AM LAND (laut Grobeger, 2009)

1. SAISONALE OUTDOOR-PARTYKULTUREN: Die ländliche Jugend trifft sich privat zuhause und in der warmen Jahreszeit auch in der freien Natur. Das wird nicht notwendigerweise als Defizit empfunden. In der warmen Jahreszeit steigen am Land selbstorganisierte Feste. Man trifft dort viele unterschiedliche Leute, nicht nur die eigene Clique. Neben der privaten Outdoor-Party-Szene gibt es im Sommer auch von Vereinen organisierte sowie kommerzielle Jugend-Outdoorpartys. Besonders beliebt: Themenfeste mit Südsee-Flair (Karibik-, Inselfeste etc.)

2. DORFFESTE: Sie funktionieren als alters- und lebensstilübergreifende Treffpunkte und sorgen an ausgewählten Tagen dafür, dass etwas los ist. Jung und Alt, jugendkulturorientierte und jugendkulturdistanzierte Jugendliche treffen hier aufeinander - eine spezifische, eigene Qualität der Dorrfestkultur im 21. Jahrhundert. Die dort gespielte Musik ist eine andere als jene der jugendkulturorientierten Jugend, was aber in diesem Fall wenig ausmacht.

3. ERLEBNISMObILITÄT: Die Jugend am Land ist mobil. Wenn zuhause nichts los ist, fährt man in die Stadt: um ins Kino und in die Disko zu gehen oder gelegentlich auch einfach einmal so zum Kebab-Essen. Anders als die erwachsene ländliche Bevölkerung ist das „In-die-Stadt-Fahren“ für Jugendliche vielfach reine Erlebnismobilität: Man fährt in die Stadt, um etwas zu erleben.

SUCHTVORBEUGUNG IN DER GEMEINDE DER CTC-ANSATZ

Gemeindenaher Präventionsprogramme haben im angelsächsischen Raum, besonders in den USA, eine längere Tradition als in Europa. Sie orientieren sich inhaltlich an den in der jeweiligen Gemeinde („Community“) wahrgenommenen Bedürfnissen und versuchen hier Veränderungen zu bewirken. Ein besonders umfassendes Präventionssystem stellt „Communities That Care“ (CTC) dar. Es wurde in den späten 1980er-Jahren in den USA an der Universität Washington in Seattle, von David Hawkins und Richard Catalano entwickelt. In den USA wurde CTC seit 1990 an mehr als 500 Standorten eingeführt, wobei eine aktuelle Evaluationsstudie zeigt, dass die Verwendung des CTC-Systems gesundheitsschädigendes Verhalten bei Heranwachsenden signifikant reduziert. In Europa wurde das CTC-Konzept bislang in Großbritannien, den Niederlanden und in Deutschland (Niedersachsen) umgesetzt. Das Institut Suchtprävention adaptiert derzeit das Konzept für die Anwendung in kommunalen Suchtpräventionsprojekten in Oberösterreich.

Das Ziel von CTC ist die Einführung eines evidenzbasierten Präventionssystems. Damit sollen Entwicklungen wie Sucht, Gewalt und Aggression in den Gemeinden eingedämmt werden. Das Programm basiert auf dem Ansatz des so genannten „Community Empowerment“. Die Zielsetzungen sind relativ breit und umfassen die Prävention von Alkohol- und Drogenmissbrauch, Schulversagen sowie Teenager-Schwangerschaften. Durch Mobilisierungen der Schlüsselpersonen (z.B. Vertreter von Schule, Polizei, Politik usw.) und deren Zusammenschluss in einer kommunalen Präventionsgruppe sollen evidenzbasierte Präventionsmaßnahmen in den Gemeinden lanciert werden.

→ DIE VIER HAUPTPFILER VON CTC:

- 1 | die „Soziale Entwicklungsstrategie“
- 2 | eine zusammenhängende und übergreifende Herangehensweise
- 3 | ein Modell der Risiko- und Schutzfaktoren
- 4 | ein Handbuch mit effektiven und vielversprechenden Präventionsprogrammen in den Bereichen Familie, Schule, Nachbarschaft und Jugend

Die „Soziale Entwicklungsstrategie“

CTC basiert auf den Annahmen der „Sozialen Entwicklungsstrategie“. Diese geht davon aus, dass das definierte Ziel – „Gesundes Verhalten von Kindern und Jugendlichen“ – erreicht werden kann; und zwar durch die Sicherung von „gesunden Überzeugungen und klaren Standards“ in Familien, Schulen, Nachbarschaften und Peer-Gruppen. Für die Übernahme und Einhaltungen dieser Normen ist der Aufbau von persönlichen und strukturellen Bindungen zu den Familien, Schulen, Nachbarschaften und Peer-Gruppen, in denen die Jugendlichen leben, notwendig. Die Bindungen werden durch das Fördern von Chancen, Fähigkeiten und Anerkennung in den oben erwähnten Settings gefördert. Grundlegend ist dabei, bei jedem Kind und jedem/r Jugendlichen deren persönliche Eigenschaften zu berücksichtigen.

Schutzfaktoren von Kindern in Risikoumgebungen können beispielsweise durch eine starke, affektive Beziehung zu einem Erwachsenen, der sich mit Hingabe um die gesunde Entwicklung kümmert, gefördert werden. Das kann jeder sorgende Erwachsene sein: ein Elternteil, Lehrkräfte, Mitglieder der erweiterten Familie, Trainer, Arbeitgeber oder Angehörige der Glaubensgruppe des Kindes. Kinder brauchen Chancen und Möglichkeiten, mitzumachen, sich einzubringen. Die soziale Entwicklungsstrategie sollte in alle Orte kindlicher Entwicklung in der Gemeinde miteinbezogen werden.

Ein zusammenhängender, übergreifender Ansatz

Studien aus den Bereichen Public Health und öffentliche Gesundheitsvorsorge belegen, dass Einstellungs- und Verhaltensänderungen sehr effektiv durch einen auf die gesamte „Community“ oder Gemeinde gerichteten Ansatz erreicht werden können. Im CTC-Prozess findet sich diese Herangehensweise wieder: durch die Einbindung möglichst vieler relevanter Personen, Organisationen und Einrichtungen als Schlüsselakteure.

Effektive und vielversprechende Programme

Aufgrund einer repräsentativen Schülerstudie und der Auswertung lokaler Datenquellen wird ein Gebietsprofil für die regionale Verteilung der Risiko- und Schutzfaktoren in der Gemeinde erstellt. Darauf basierend werden aus einem Programmhandbuch jene Präventionsprogramme ausgewählt, die zu den regionalen Ausprägungen von Risiko- und Schutzfaktoren passen. Diese werden in der Gemeinde implementiert. Ebenso werden schon bestehende Angebote und Programme in den CTC-Prozess eingebunden.

→ DER CTC-PROZESS: FÜNF PHASEN

Der CTC-Prozess wird in fünf Phasen gegliedert. Die nächste Phase wird jeweils erst in Angriff genommen, wenn vorher festgelegte Meilensteine erreicht worden sind. Der Prozess dauert ca. 1,5 Jahre bis zum Ende von Phase 4. Die Phase 5 und die weitere Arbeit mit CTC als Monitoring- und Evaluationsinstrument (z.B. mit der Wiederholung des Schülersurveys alle 2-3 Jahre) sind zeitlich nicht begrenzt.

PHASEN UND ZIELE VON CTC:*

- ▶ **PHASE 1: CTC vorbereiten**
 - Einbindung einer begrenzten Anzahl von Personen/Organisationen in CTC
 - Definition von Rahmenbedingungen für eine gut verlaufende CTC-Einführung
 - Überblick über die Faktoren des jeweiligen Viertels, die den CTC-Prozess beeinflussen können
 - Vorbereitung der CTC-Schülerumfrage
- ▶ **PHASE 2: CTC einführen und Rückhalt für CTC schaffen**
 - Durchführung der CTC-Schülerumfrage
 - Zusammensetzung und Gründung einer CTC-Lenkungsgruppe
 - Zusammensetzung und Gründung eines CTC-Gebietsteams
 - Information und Einbindung des betreffenden Gebietes in den CTC-Prozess
- ▶ **PHASE 3: CTC-Gebietsprofil erstellen**
 - Sammeln und Analysieren von Daten über Problemverhalten, Risikofaktoren und Schutzfaktoren im Gebiet
 - Priorisieren der Risikofaktoren und der Schutzfaktoren
 - Beschreibung und Analyse der bestehenden präventiven Programme und Aktivitäten in dem Gebiet
 - Erstellung eines CTC-Gebietsprofils
- ▶ **PHASE 4: CTC-Aktionsplan erstellen**
 - Ziele, die die CTC-Strategie im Hinblick auf Problemverhalten, Risikofaktoren und Schutzfaktoren langfristig erreichen will, sind formuliert
 - Erstellung eines Plans, in dem Programme/Einrichtungen in dem Gebiet ein integriertes Angebot bereitstellen, um die Risikofaktoren abzuschwächen und die Schutzfaktoren zu verstärken
 - Rückhalt für den CTC-Präventionsplan schaffen
- ▶ **PHASE 5: CTC-Aktionsplan einführen**
 - Schaffung einer Organisationsstruktur für den CTC-Prozess, die die Einführung des CTC-Aktionsplans unterstützt
 - Durchführung von Evaluationen und Nachbesserung des CTC-Aktionsplans
 - Langfristige Sicherung des Rückhalts für den CTC-Prozess an dem Standort

* CTC-Umsetzung in Niedersachsen

A STORY OF GLORY

Begonnen hat alles im Sommer 2000. Eine Gruppe von Jugendlichen die am Institut soeben eine Ausbildung zum Thema Suchtprävention absolviert hatte, überlegte, wie man Gleichaltrigen alkoholfreie Getränke schmackhaft machen könnte. Es dauerte nicht lange und die Idee einer attraktiven, alkoholfreien Cocktailbar war geboren. Gemeinsam mit den Jugendlichen wurde vom Institut Suchtprävention die Idee geschärft, ein Design erstellt und an einer handhabbaren Bar-Konstruktion gefeilt. Bereits im Herbst 2000 wurden die ersten „Barfuss“-Testeinsätze erfolgreich absolviert. Die alkoholfreie Bar kam gut an und die Jugendlichen waren mit vollem Elan dabei. Zudem konnte im Jahr 2001 Stefan Stevancsecz, seinerseits Vizeweltmeister und österreichischer Staatsmeister im Cocktailmischen, für die Idee begeistert werden. Er kreiert seither nicht nur sämtliche Rezepturen der Barfuss-Drinks, sondern weicht auch die jungen Cocktailmischer/innen in die hohe Kunst des Shakens ein.

Die Erfolgsgeschichte einer alkoholfreien Cocktailbar, die aus der oberösterreichischen Suchtprävention nicht mehr wegzudenken ist.

In der Folge formierten sich regionale Teams unter der Leitung von engagierten Teamleiter/innen, um für Einsätze in ganz Oberösterreich zur Verfügung zu stehen. Im Herbst 2002 konnte man auf diese Weise bereits auf knapp 100 Einsätze mit ebenso vielen ausgebildeten Jugendlichen zurückblicken. Die Aufträge häuften sich von Jahr zu Jahr, der Bekanntheitsgrad stieg stetig. Die Bestätigung und Anerkennung für die gelungenen Einsätze und das erfolgreiche Setzen der Botschaft „Es gibt auch alkoholfreie Alternativen, die gut schmecken!“ ließen nicht lange auf sich warten: 2003 wurde das Projekt mit dem Linzer Gesundheitspreis (1. Platz) prämiert, zwei Jahre später erhielt die Barfuss den oberösterreichischen Kinderschutzpreis und 2006 durfte sich das Projektteam über den Gewinn der „Sozialmarie“, einer nationalen Auszeichnung für innovative Sozialprojekte, freuen. Im selben Jahr unterstützte die alkoholfreie Bar zum Mieten das bundesweit gesetzte Präventionsprojekt „Mehr Spaß mit Maß“ mit Einsätzen in ganz Österreich. Und dank der Einsätze bei Veranstaltungen mit internationalem Flair (z.B. Jugend-EM im Bahngolf in Linz) ist die Barfuss auch weit über Oberösterreichs Grenzen zu einem Begriff geworden.

Derzeit sind die Barfuss-Teams bis zu 25 Mal im Monat im Einsatz. Das heißt: Zu Spitzenzeiten gibt es im 30 Stunden-Takt coole Drinks auf heißen Festen. Anlässlich des 10-Jahres-Jubiläums wurde heuer mit dem erfrischenden Sommerdrink „Lime Time“ der insgesamt elfte Cocktail kreiert. Trotz der einen oder anderen Veränderung im Konzept und einer Professionalisierung im Design und Außenauftritt blieb man sich aber im entscheidenden Grundsatz immer treu: eine attraktive, alkoholfreie Alternative von Jugendlichen für Jugendliche anzubieten!

Alle Infos zur Barfuss und den Workshops unter: www.praevention.at



...mehr als 200.000 Cocktails gemixt...

...über 1000 Einsätze absolviert

DIE BAR ZUM MIETEN

...346 Peers aktiv einbezogen

seit 2007 im Angebot: **BARFUSS-WORKSHOPS**
mix and shake – der promillefreie Cocktailworkshop (ab 15 Jahren)
shake and talk – Cocktailmischen mit interaktiven Übungen zur Reflexion der Konsumgewohnheiten

...mehr als 40.000 Liter Fruchtsaft verarbeitet

STATEMENTS ZUR BARFUSS



ROSWITHA HÖLZL, erste Projektleiterin der Barfuss, über...

...die Anfänge der Barfuss:

„Begonnen hat es mit einer Gruppe von 15 Peers, die an einem vom Institut Suchtprävention organisierten Jugendaustauschprogramm mit Lettland teilgenommen haben. Diese Gruppe war sehr zusammengeschweißt, überaus engagiert und wollte weitere Präventionsprojekte machen. Wir haben daraufhin ein Zusatzseminar organisiert und daraus entstand die Idee einer alkoholfreien, attraktiven Cocktailbar – von Jugendlichen für Jugendliche.“

...das rasche Wachstum:

„Wir haben aufgrund der ersten positiven Erfahrungen und dem großen Zuspruch ein Konzept mit Teamleitern/innen erstellt, die aus dem Umfeld des Peer-Pools kamen. Wir konnten schon nach relativ kurzer Zeit fast 100 Personen, vorwiegend Jugendliche, für dieses Projekt begeistern. Diese erhielten alle eine zweiteilige Ausbildung. In einem theoretischen Teil wurde Wissen zur Suchtvorbeugung vermittelt, vor allem für jene, die dazu noch keine Ausbildung hatten. Der zweite Teil war dem Cocktailmischen gewidmet.“

...die Zukunft der Barfuss:

Ich wünsche mir, dass es weiterhin engagierte Jugendliche geben wird, die sich daran aktiv beteiligen und die Botschaft, dass man auch mit alkoholfreien Drinks genussvolle Feste feiern kann, vermitteln.



ERIKA KUNZE, Barfuss-Projektverantwortliche seit 2003, über...

...das erfolgreiche Barfuss-Konzept

Der Erfolg der Barfuss hängt sicher damit zusammen, dass wir nicht nur eine alkoholfreie Cocktailbar vermieten, sondern in die jungen Leute, die hinter der Bar stehen „investieren“. Sie erhalten eine Ausbildung, die sowohl suchtpreventive Facts bietet als auch den praktischen Umgang mit den Cocktail-Utensilien. Die jungen Leute stehen bei uns im Mittelpunkt: Die Cocktails sind zugeschnitten auf den Geschmack von Jugendlichen und die Shaker/innen haben Spaß bei dem was sie tun.

...Qualitätsverbesserungen

Wir haben in den vergangenen Jahren an unserem Auftritt gearbeitet. Outfit, Design und Rezepturen wurden verbessert und standardisiert. Den „Barfuss-Jugendlichen“ werden regelmäßig Schulungen angeboten. Homepage, Rezeptkarten und verschiedene Informationsmaterialien wurden erstellt, damit noch mehr Leute von unserem tollen Angebot erfahren. Zusätzlich bieten wir jetzt auch Barfuss Workshops an.

...erfreuliche Entwicklungen

Der Bekanntheitsgrad ist gestiegen. Wir gehören bei manchen Events schon fix dazu. Besonders erfreulich ist die Tatsache, dass wir derzeit keine Nachwuchsprobleme haben. Die Barfuss erneuert sich quasi regelmäßig von selbst. Hohen Anteil am Erfolg der Barfuss haben die Projektmitarbeiter/innen im Speziellen die Teamleiter/innen, die sich allesamt hoch motiviert und vorbildlich für das Projekt engagieren. Unser Dank gilt auch den Sponsoren, die das Projekt seit Anfang an begleiten!

ANNA PAPPENREITER, „Barfuss-Legende“ über...

...das Erwachsen werden mit Barfuss:

Ich habe in den vergangenen zehn Jahren über 100 „Barfuss“-Jugendliche begleitet und konnte beobachten, wie diese mit dem Projekt gewachsen sind. Da geht es ja um viel mehr als alkoholfreie Cocktails zu mixen. Es ist einfach super, wenn man sieht, wie Leute, die als kleine Kinder einmal einen Barfuss-Einsatz miterlebt haben, jetzt selbst voller Überzeugung hinter der Bar stehen.

...Teamwork und Zuverlässigkeit:

Teamarbeit, Zuverlässigkeit und Motivation sind entscheidende Erfolgsfaktoren bei diesem Projekt. Die jungen Leute hinter der Bar können durch diese Arbeit viel Erfahrung für ihr weiteres Leben mitnehmen. Man muss betonen, dass die Jugendlichen das freiwillig in ihrer Freizeit für ein Taschengeld machen. Im letzten Jahrzehnt ist in meinen Teams nur ein einziges Mal jemand kurzfristig ausgefallen. Das würde bei Erwachsenen sicher nicht so gut funktionieren.

...das Potenzial der Barfuss:

Ich habe bereits nach den ersten paar Einsätzen bemerkt, dass die Barfuss großes Potenzial besitzt und sich bei der richtigen Herangehensweise zu einem „Dauerbrenner“ entwickeln könnte. Das hat sich zum Glück bestätigt. Wir sind professioneller geworden und insgesamt auf einem guten Weg. Aus meiner Erfahrung kann ich sagen, dass sich die Grundeinstellung der Erwachsenen zu alkoholfreien Alternativen in den letzten Jahren sehr ins Positive geändert hat. Da hat sicher auch die Barfuss ihren Anteil daran.



STEFAN STEVANCSECZ, der Kopf hinter den Cocktails, über...

...die persönliche Bedeutung von Barfuss:

„Für mich ist das eine Bestätigung, dass man mit einem alkoholfreien Bar-Projekt viel bewegen kann. Es geht ums Tun. Es geht darum, Gleichaltrigen die Botschaft zu vermitteln, dass gut schmeckende Cocktails keinen Alkohol benötigen! Das sage ich auch meinen erwachsenen Kunden.“

...die Entwicklung der Barfuss in den vergangenen 10 Jahren:

„Das Projekt hat sich eingespielt und wir haben einen gewissen Standard erreicht. Wir arbeiten jetzt mit 15–17-Jährigen. Das hat sich bewährt und es ist schön zu sehen, dass es nicht an Nachwuchs mangelt. Sobald welche aufhören, kommen andere nach. Es ist fantastisch, dass es Jugendliche gibt, die dem Projekt auch als Erwachsene treu bleiben und dann Teamleiterfunktionen einnehmen. Alle sind mit Begeisterung dabei und denken sich bei ihrer Arbeit etwas. Das ist sehr wichtig und schön.“



SEBASTIAN RAPPL, ehemaliger „Barfuss-Jugendlicher“, seit vier Jahren Teamleiter, über...

...persönliche Barfuss-Highlights:

„In Erinnerung ist mir zum Beispiel ein sehr stimmungsvoller Maturaball in Wels geblieben, bei dem unsere Bar hervorragend integriert war; oder ein Starmania-Auftritt in Perg, wo wir ebenfalls dabei waren. Da es mir persönlich ein wichtiges Anliegen ist, dass es beim Fortgehen für Jugendliche gute Alternativen zum Alkohol gibt, hat mich die Rückmeldung eines Burschen sehr gefreut, der gesagt hat: „Ich hab gar nicht gewusst, dass alkoholfreie Sachen so gut schmecken können!“

...Professionalisierung:

Die Barfuss ist in den letzten 10 Jahren sicherlich professioneller geworden. Das betrifft den gesamten Ablauf, die Bar-Ausstattung, den Umgang mit den Bar-Utensilien. Und mit unseren Cocktails sind wir eigentlich immer am Puls der Zeit geblieben und haben die Auswahl ständig erweitert.



Interview mit MARIE-LUISE DIETRICH der Herma Pfanner GmbH., verantwortlich für PR, Kommunikation und Sponsoring und Familienmitglied des Vorarlberger Traditionshauses, das in der mittlerweile 5. Generation Fruchtsäfte und Eistees erzeugt. Das Unternehmen Pfanner sponsert das Projekt Barfuss seit dessen Bestehen mit einer fruchtigen Vielfalt an Säften.

Wie ist der Kontakt zum Projekt Barfuss entstanden?

Ich glaube es war zunächst ein E-Mail oder ein Telefonat, in dem uns das Konzept der Barfuss präsentiert wurde. Die Idee des jugendlichen Engagements zum Thema alkoholfreie Cocktails hat uns auf Anhieb gefallen. Daraus wurde eine dauerhafte, sehr begeisternde Kooperation.

Wie wichtig ist Ihnen persönlich das Thema alkoholfreie Alternativen?

Es ist mir ein sehr wichtiges Anliegen. Ich bin selbst dreifache Mutter, unterstütze die Aktivitäten der Jugendlichen und bin grundsätzlich sensibilisiert für das Thema Jugend und Alkohol. Daher setze ich mich sehr für attraktive alkoholfreie Alternativen ein. Wir unterstützen auch in Vorarlberg immer wieder Projekte, die sich dieser Philosophie verschrieben haben. Ich bin darüber hinaus überzeugt davon, dass das breite Sortiment an Fruchtsäften tolle Möglichkeiten bietet, sich kreativ ausleben zu können. Die Barfuss ist der beste Beweis dafür.

Haben Sie die Barfuss-Cocktails auch selbst schon alle verkostet? Wenn ja, welcher Drink ist ihr Favorit?

Ja, wir haben sie schon alle verkostet. Zudem habe ich sämtliche Rezept-Kärtchen der Barfuss in Schreibstiftgröße, damit ich sie immer schnell als Empfehlung für Gastronomen oder Jugendinitiativen zur Verfügung habe. Mein persönlicher Favorit ist die „Pretty Belinda“.

Was wünschen Sie der Barfuss zum 10-Jahres-Jubiläum?

Ich freue mich persönlich sehr über dieses Jubiläum und gratuliere allen daran Beteiligten zu diesem erfolgreichen Projekt. Ich wünsche der Barfuss, dass sie sich ihre Spritzigkeit und ihren jugendlichen Elan auch in Zukunft so gut erhält wie sie das in den vergangenen zehn Jahren getan hat. Und den Cocktail-Genießern wünsche ich noch viele genussvolle Stunden mit alkoholfreien Drinks!

AUS DER PRAXIS: OFFENE JUGENDARBEIT



Interview mit
Ing. Erich Wahl, Leiter
des Vereins Jugend
und Freizeit

Im Jugendzentrum hast du von der ersten bis zur letzten Minute einen Kampf um die Grenzen. Andererseits müssen Jugendliche ihre Grenzen ausloten, weil sonst kein Entwicklungsprozess da ist.

Wie sieht ihr Selbstverständnis von Jugendarbeit aus?

Wir versuchen Kinder und Jugendliche in der Phase des Erwachsenwerdens zu unterstützen und zu begleiten. Das ist eine krisen-anfällige, turbulente Zeit mit vielen Aufgaben: das Finden der eigenen Identität, das Ausprobieren von Dingen, das Suchen des eigenen Platzes in der Gruppe und in der Gesellschaft, einen Lebensentwurf zu gestalten. Wir versuchen die Gefahrenpotenziale, die sich hier ergeben zu erkennen und zu minimieren. Wir haben eine größere Anzahl von Jugendlichen, die Unterstützung brauchen, weil sie in Problemsituationen geraten, die sie alleine nicht bewältigen können: wenn die Beziehungssysteme nicht vorhanden sind, nicht greifen oder nutzbar sind. Das ist unser Auftrag: jenen Jugendlichen, die es nicht alleine schaffen, stärker zur Seite zu stehen, natürlich unter den klaren Grundsätzen der Freiwilligkeit und der Anonymität.

Welche Problemsituationen treten da auf, was sind derzeit die größten Themen?

Arbeit bzw. Arbeitslosigkeit ist derzeit wieder ein Hauptthema unter den Jugendlichen. Daneben kommen in diesem Alter natürlich immer die Themen Beziehung, Partnerschaft und damit verbundene erste Erfahrungen vor. Viele Probleme beobachten wir auch in den Bereichen Finanzen und Sucht.

Welche Trends lassen sich im Bereich Sucht beobachten?

Da geht es meist um Probierkonsum in allen Formen. Beim Thema Rauchen hat sich die Situation verbessert, weil wir seit knapp zwei Jahren die Jugendzentren rauchfrei führen. Das wird mittlerweile von den Jugendlichen gut angenommen. In den letzten 10, 15 Jahren hat unserer Erfahrung nach vor allem der Bereich der Verhaltenssuchte zugenommen.

Welche Verhaltenssuchte sprechen Sie da konkret an?

Zum Beispiel das Thema Spielsucht und eine damit verbundene Verschuldung. Derzeit gibt es ja wieder Diskussionen das so genannte „kleine Glücksspiel“ in Oberösterreich einzuführen. Das halte ich für problematisch, weil das oft ein Einstieg in die Glücksspielsucht ist. Zudem beobachten wir auch im Bereich Computerspiele Probleme. Es gibt Jugendliche die tage- und nachtelang vor dem Bildschirm sitzen. Weitere Themen, vorwiegend bei Mädchen, sind Bulimie und Magersucht.

Welche Interventionsmöglichkeiten gibt es da für die Jugendarbeit?

Ganz entscheidend ist es zunächst einmal das Problem klar und sichtbar zu machen, damit Probleme auch als solche wahrgenommen werden. Wichtig ist auch, dass man zum Beispiel klischeehafte Frauen- und Männerbilder, die über diverse Medien transportiert werden, ein wenig zurechtzurückt. Grundsätzlich geht es bei offener Jugendarbeit oft darum, Gespräche zu führen, eine tragfähige Arbeitsbeziehung zu Jugendlichen aufzubauen, ihnen Unterstützung zu geben – aber nicht im Sinne einer Einbahnstraße. Der oder die Jugendliche muss auch selbst etwas einbringen.

Ist es für Jugendliche heute schwieriger sich Freiräume zu verschaffen?

Ja, denn der offene Raum ist gegenüber Gruppen, die nicht dem Mainstream entsprechen, intolerant geworden. Das geht praktisch nur mehr in geschlossenen Jugendräumen. Man schafft Raum für Aktivitäten, die Jugendliche gerne machen. So stellen wir z.B. Proberäume für Bands zur Verfügung. Es geht aber auch um Freiräume, in denen Verhaltensmuster zulässig sind, wo aber auch klare Grenzen aufgezeigt werden. Generell bemerken wir, dass die Arbeit in diesem Bereich in den vergangenen 15 Jahren anstrengender geworden ist. Denn es gibt weniger Menschen, die Regeln und Grenzen vermitteln. Im Jugendzentrum hast du von der ersten bis zur letzten Minute einen Kampf um die Grenzen. Andererseits müssen Jugendliche ihre Grenzen ausloten, weil sonst kein Entwicklungsprozess möglich ist.

Wo sehen Sie die Chancen der aktuellen Jugendgeneration?

Wir haben eine sehr widerstandsfähige Jugend, die leistungsorientiert und überaus interessiert ist. Es handelt sich aber auch um eine Jugend, die zwischen vielen Dingen hin- und hergerissen ist: zwischen moderner elektronischer Kommunikation und direkten sozialen Kontakten. Die Orientierung fällt da oft schwer. Diese Generation beherrscht den Umgang mit neuen Kommunikationstechnologien viel besser als die Vorgängergenerationen. Natürlich ist das auch mit viel Risiko verbunden, weil oft wenig Risikoabschätzung vorhanden ist. Jugendliche sind in unserer Zeit aber auch hoch motiviert und haben ein hohes Maß an Problemsensibilität, etwa bei Zukunftsszenarien. Sie setzen sich damit intensiv auseinander, auch wenn die Welt sehr entpolitisiert ist.

Wohin geht die Jugendarbeit in den nächsten Jahren?

Meiner Einschätzung nach wird der „Randbereich“ der Gesellschaft größer werden. Wir reden von ca. zehn bis 14 % marginalisierten Jugendlichen, die dringend Hilfe brauchen, um wieder in die Gesellschaft hineinzukommen. Diese jungen Leute sind von Problemen betroffen, die sie alleine nicht bewältigen können. Sie brauchen eine Hand, die ihnen einen Schritt weiter hilft, um wieder eine Brücke in ein geordnetes, selbstbestimmtes Leben zu bauen. Die Unterstützung für diese jungen Leute wird wichtiger werden. Denn unsere Gesellschaft kann es sich nicht leisten, dass Menschen möglicherweise ihr ganzes Leben lang im sozialen Netz hängen bleiben.



VEREIN JUGEND UND FREIZEIT | VJF

Der Verein Jugend und Freizeit wurde 1976 mit dem ersten Linzer Jugendzentrum „Come together“ gegründet und betreibt derzeit in ganz Linz 13 Jugendzentren, vier Streetwork-Einrichtungen, zwei Beratungsstellen und ein Teenieprojekt. Der VJF bietet den Linzer Jugendlichen Unterstützung, Freiraum, Ressourcen, Beratungsangebote, individuelle Freizeitgestaltungsmöglichkeiten, Hilfe bei Krisen u.v.m. Die Hauptaufgaben des Vereins sind vor allem die Förderung und Begleitung von Jugendlichen bei ihrer Alltagsgestaltung und Lebensbewältigung. Zielgruppe sind alle Jugendlichen im Alter von 12–23 Jahren mit Schwerpunkt auf sozial Benachteiligte. Weitere Informationen zum VJF erhalten Sie im Internet unter der Adresse: www.vjf.at



Interview mit Hofrat
Mag. Reinhard Anreiter,
Leiter des Landesjugend-
referats OÖ

Gesellschaftlich ist es wichtig, dass Jugend nicht nur gefördert, sondern auch gefordert wird – im Sinne von „gebraucht werden“. Denn dort wo man gebraucht wird, ist man auch beheimatet.

Wie lautet Ihr Selbstverständnis von Jugendarbeit?

Wir sehen uns in erster Linie als Verbündete der Jugendlichen. Das Grundverständnis unserer Arbeit ist, dass wir nicht dazu sind, Jugendliche zu beurteilen, sondern zu ermuntern, das Bestmögliche aus ihrem Leben zu machen. Wir wollen wesentlich dazu beitragen, dass Jugendliche ein selbstbestimmtes Leben führen können. Das ist gerade in unserer multioptionalen Gesellschaft eine sehr große Herausforderung.

Welche Chancen und welche Herausforderungen sehen Sie für Jugendliche, die in einer multioptionalen Gesellschaft heranwachsen?

Prinzipiell ist es toll wenn man viele Gestaltungsmöglichkeiten für das eigene Leben hat. Natürlich sind damit auch Risiken verbunden, weil jede Entscheidung auch Auswirkungen hat. So manche Entscheidung kann auch dazu führen, dass das Leben kompliziert, gefährlich, oder krankmachend wird. Zum Beispiel wenn es um die Themen Sucht und Drogen geht.

Welche Rolle spielt das Thema Sucht in der Arbeit des Landesjugendreferats?

Prinzipiell – auch wenn es viele Ziele gibt – dient unsere Arbeit im Sinne einer Universalprävention auch der Suchtvorbeugung. Wir wollen zum Empowerment der jungen Leute, zur Stärkung der Persönlichkeit, beitragen. Das wirkt sich natürlich auch sehr wesentlich auf Schutzfaktoren aus, die wichtig für das Vermeiden von Suchtverhalten sind. Das Thema Sucht spielt natürlich auch in unseren Studien eine Rolle. Wir haben zum Beispiel empirisch festgestellt, dass die Zeit, die junge Leute im Internet verbringen, deutlich gestiegen ist. Wir wissen aufgrund der letzten oberösterreichischen Jugendstudie, dass Jugendliche im Durchschnitt 10,5 Stunden pro Woche online sind. Das ist immerhin mehr als ein Arbeitstag. Eine verhältnismäßig kleine Gruppe verbringt zwischen 30 und 40 Stunden pro Woche im Internet. Das ist meines Erachtens schon problematisch. Das Land OÖ hat in diesem Zusammenhang auch eine Initiative beim Bund gestartet. Ziel dieses Vorstoßes ist es, Online-Sucht als Sucht im Sinne einer ICD-Codierung anzuerkennen. Damit wäre es zum Beispiel möglich, dass die Krankenkassen hier Therapiekosten übernehmen könnten.

Wie hat sich die Jugendarbeit aus Ihrer Sicht in den letzten Jahrzehnten verändert?

In den 50er- und 60er-Jahren gab es fast ausschließlich verbandliche Jugendarbeit, also durch Organisation aus dem kirchlichen, politischen oder kulturellen Bereich. Im Zuge der gesellschaftlichen Veränderungen nach dem Jahr 1968 hat die offene Jugendarbeit, also das Konzept von Jugendzentren ohne Mitgliedschaft, an Bedeutung gewonnen. Eine weitere, sehr erfreuliche Veränderung in diesem Bereich ist für mich, dass seit Mitte der 90er-Jahre die Gemeinden verstärkte Anstrengungen in der Jugendarbeit unternehmen. Neben den klassischen Aufgaben der Infrastruktur sehen immer mehr Gemeinden Jugendarbeit als Teil ihrer sozialen Infrastruktur an bzw. haben ein offenes Ohr, wenn der Wunsch nach einem Jugendzentrum laut wird. Viele Gemeinden haben in den vergangenen Jahren auch partizipatorische Elemente eingeführt. Last but not least spielen moderne Kommunikationsformen wie Web 2.0-Anwendungen eine immer zentralere Rolle. Diese Applikationen sind sehr demokratisch. Das passt gut zu einer Jugendarbeit, in der es vor allem um das Begleiten und das Anleiten geht. Der Kernpunkt von Jugendarbeit – die persönliche Begegnung, die Beziehungsarbeit – kann dadurch aber nicht ersetzt werden.

In welche Richtung wird sich die Jugendarbeit künftig bewegen?

Wir stellen fest, dass Jugendarbeit wieder verstärkt zu Beziehungsarbeit wird. Der Aspekt der klassischen Freizeit- und Unterhaltungsgestaltungsfunktion wird weiter an Bedeutung verlieren, weil es eine Vielzahl an kommerziellen Angeboten gibt. Meines Erachtens wird einerseits die Beziehungsarbeit an Bedeutung gewinnen, aber auch Elemente der Erlebnispädagogik. Denn in Zeiten, in denen sich viele Jugendliche in virtuellen Welten aufhalten, wird das körperliche Erleben, das Erleben in der Natur, das Erleben persönlicher Grenzen, auch das Erleben von Verletzbarkeit im Sinne eines authentischen Erlebens verstärkt nachgefragt werden. Das können wir jetzt schon beobachten.

Gesellschaftlich ist es wichtig, dass Jugend nicht nur gefördert, sondern auch gefordert wird – im Sinne von „gebraucht werden“. Denn dort wo man gebraucht wird, ist man auch beheimatet. Junge Leute suchen Verwurzelung und Heimat, gerade weil wir in einer multioptionalen Gesellschaft leben. Die Jugend braucht Wurzeln und Flügel, das hat schon Goethe gewusst. Die Aufgabe der Jugendarbeit sollte es daher sein, Beiträge zu leisten, damit sich die Jugend in unserer Gesellschaft verwurzelt fühlt.

DAS LANDESJUGENDREFERAT



Die österreichischen Landesjugendreferate sind die für die Jugendpolitik und die außerschulische Jugendarbeit zuständigen Verwaltungsstrukturen in den Bundesländern.

Die Aufgaben des Landesjugendreferats in Oberösterreich sind vielfältig und umfassen eine breite Palette von Angeboten:

Jugendservice des Landes: Ein Netz von 14 Informations- und Beratungsstellen in ganz Oberösterreich, mit der Zentrale im Landesdienstleistungszentrum in Linz. Das Jugendservice ist eine thematisch breit gesetzte, niedrigschwellige Anlaufstelle für alle Fragen von Jugendlichen.

„4youCard“: Die kostenlose Jugendkarte des Landes OÖ bietet allen jungen Menschen zwischen 12 und 26 Jahren zahlreiche Ermäßigungen und Vorteile.

Multiplikatorenarbeit: Das Landesjugendreferat ist zuständig für verschiedene finanzielle Förderungen in der Jugendarbeit. Zudem bietet die Einrichtung unterschiedliche Weiterbildungsmöglichkeiten für Jugendarbeiter/innen sowie Infomaterialien und Beratung für alle, die mit dem Thema Jugendarbeit befasst sind.

Weitere Angebote des Landesjugendreferats umfassen u.a. die Bereiche:

- kommunale Jugendarbeit (Jugendtreffs, Ferienspiele usw.)
- Spielpädagogik (Spielverleih, Spieletage)
- Wettbewerbe (z.B. Jugend-Redewettbewerb)
- Jugendschutz (Infos, Beratung)

Detaillierte Informationen zu den Angeboten des Landesjugendreferats erhalten Sie im Internet unter der Adresse: www.ooe-jugend.at



SACKGASSE JUGEND:

Es ist wichtig einem jungen Menschen zu sagen, dass er nicht alles wissen muss. Dann reduziert sich auch die Angst, nicht leistungsfähig zu sein.



INTERVIEW

Wie definieren Sie Vulnerabilität? Und würden Sie die Lebensphase Jugend als besonders vulnerabel bezeichnen?

Das Wort selbst bedeutet Verletzbarkeit, es bedeutet im medizinischen Gebrauch aber auch eine erhöhte Empfindlichkeit gegenüber Krankheiten. Das Jugendalter ist mit Sicherheit eine besonders verletzte Lebensphase, weil in dieser Phase sehr wichtige Entwicklungsaufgaben bewältigt werden müssen.

Würden Sie bestimmte Entwicklungsaufgaben im Jugendalter hervorheben?

Ich würde die Entwicklungsaufgaben grundsätzlich als gleichwertig erachten. Von besonderer Bedeutung ist meines Erachtens die Mentorenrolle, die Erwachsene – oft ohne, dass sie es selbst merken – einnehmen. Zudem würde ich auch das Ablösen als sehr wichtig bezeichnen, d.h. sich von den Eltern lösen. Gerade die Ablösung fällt nicht immer leicht, nicht zuletzt deswegen, weil oft die Eltern ihre Kinder nicht loslassen wollen.

Was können Erwachsene, Eltern, Erziehende leisten, um bei Kindern und Jugendlichen Schutzfaktoren zu stärken bzw. Risiken zu minimieren?

Es ist zunächst sehr wichtig, sich selbst mit den Entwicklungsprozessen auseinanderzusetzen, zu wissen, welche Entwicklungsaufgaben junge Menschen zu absolvieren haben. Dann ist natürlich das Bekennen zur eigenen Vorbildwirkung ein entscheidender Faktor. Es sollte klar sein, dass Jugendliche nicht immer alles übernehmen, aber es ist ganz wichtig, dass man als Erwachsener eine bestimmte Position, eine Meinung vertritt und diese auch klar ausspricht.

Welche Rolle spielen psychoaktive Substanzen, aber auch Verhaltensrisiken im Jugendalter?

Die Grenzen auszuloten, etwas auszuprobieren oder riskantes Verhalten an den Tag zu legen ist Teil der Lebensphase Jugend. Das ist kein neues Phänomen, ebenso wie die Tatsache, dass psychoaktive Substanzen oder ein gewisses Risikoverhalten oft Ausflüchte aus Überforderungssituationen junger Menschen darstellen. Ein ebenfalls nicht ganz neues, aber heute weiter verbreitetes Phänomen ist jenes der Selbststeuerung. Das heißt, ich versetze mich mittels chemischer Hilfsmittel, zum Beispiel Ecstasy, in bestimmte Zustände, weil ich zu einem bestimmten Zeitpunkt einen bestimmten, „aktivierten“ Zustand erleben möchte. Im Vergleich zur Vergangenheit haben sich vielleicht die Substanzen, ihre Wirksamkeit und der Markt verändert. Die dahinter liegenden Muster für den Gebrauch wiederholen sich aber von Generation zu Generation.

Ab wann wird es gefährlich?

Gefährlich wird es dann, wenn man merkt, dass Jugendliche bestimmte Gefahrensituationen grundsätzlich falsch einschätzen. Wenn sie zum Beispiel auf Eisenbahnwaggons klettern...

Was soll man tun, wenn man bemerkt, dass beim eigenen Kind etwas aus dem Ruder läuft?

Zunächst einmal ist es wichtig, nicht in Panik zu verfallen. Man sollte unbedingt das Gespräch suchen. Man sollte zuhören und nicht gleich belehren, sondern rückfragen, ob man das Besprochene richtig erfasst hat und wenn nötig sich auch Hilfe holen. Man sollte grundsätzlich das Kind behutsam in seiner Entwicklung begleiten.

Der Jugend wird oft mangelnde Motivation, z.B. in der Schule, attestiert. Wie sehen Sie diese Einschätzung?

Die Frage muss lauten: Warum fehlt jungen Menschen oft die Lust an der Bewältigung ihrer Entwicklungsaufgaben? Hier ist wiederum die Vorbildfunktion der Erwachsenen wichtig. Denn es mangelt häufig daran, richtig mit Enttäuschungen umzugehen – zu zeigen, dass es trotzdem gut gehen kann, auch wenn man einmal scheitert. Wenn vermittelt wird, dass man bei einem Scheitern ohnehin keine Chance mehr hat, dann hemmt das natürlich weitere Versuche zu unternehmen. Es ist wichtig einem jungen Menschen zu sagen, dass er nicht alles wissen muss. Dann reduziert sich auch die Angst, nicht leistungsfähig zu sein.

Welche Chancen, welche Risiken gibt es für die Jugend?

Ich denke, dass unsere Jugend rein „wissensbezogen“ sehr gut für den Einstieg in die Berufswelt vorbereitet ist. Das genügt aber nicht. Bei der Umstellung auf verschiedene Herausforderungen, die das Leben bietet, ist es sicher nicht so. Da wird meines Erachtens von den Erwachsenen, auch von den Repräsentanten unserer Gesellschaft, eine gewisse Ratlosigkeit vermittelt. Wir machen uns in der Öffentlichkeit zu viele Gedanken wie wir die ältere Generation versorgen können und welche Probleme das aufwirft. Ich glaube es ist sehr wichtig, dass Jugendthemen stärker thematisiert werden. Man muss der Jugend Perspektiven geben, zum Beispiel auf Arbeitsplätze. Das hat auch mit Entwicklungsaufgaben zu tun. Es geht dabei weniger um Finanzielles, sondern um Anerkennung im Beruf. Da sind auch die Unternehmen gefordert. Die Wertschöpfung sollte nicht immer an oberster Stelle stehen. Es geht auch um Erfolgs- und Leistungserlebnisse.

Haben Jugendliche heute größere psychische Probleme als in der Vergangenheit?

Ich glaube, das kann man nicht generell sagen. Es fällt heute vielleicht öfter auf, wenn es jungen Menschen nicht gut geht. Das führt natürlich dazu, dass es in den unterstützenden Berufen, in den Helfersystemen, mehr zu tun gibt. Unser Gesundheitssystem steht, was die Auseinandersetzung und die Sicherung der psychischen Gesundheit, und dazu gehört natürlich auch jene der Jugendlichen – vor großen Herausforderungen.

Wie kann man die Nachhaltigkeit von Kriseninterventionen, wie Sie die Jugendpsychiatrie leistet, gewährleisten?

Wir brauchen dringend eine Verbesserung der Versorgung im Bereich der Kinder- und Jugendpsychiatrie. Wir brauchen mehr dezentrale, ambulante und niederschwellige Angebote. Auf diese Weise könnten die so wichtigen Stabilisierungsprozesse bei psychisch erkrankten oder von Erkrankungen bedrohten jungen Menschen gesichert werden.

Prim. Dr. Werner Leixnering,
Leiter der Abteilung für Jugendpsychiatrie an der Landes-Nervenklinik
und anerkannter Experte für
Jugendpsychiatrie



KANN MAN SUBSTANZ-KONSUM LERNEN? JUGENDTAGUNG 2010



Ist Drogenmündigkeit ein taugliches Zukunftskonzept für Jugendarbeit und Prävention? Diese Frage stand im Mittelpunkt der vom Institut Suchtprävention und dem Verein I.S.I. organisierten Jugendtagung, die Ende März in Linz stattfand.

Rund 170 Fachleute aus den Bereichen Jugendarbeit und Prävention fanden sich am 25. März 2010 in der Fachhochschule für Soziales am Campus Linz ein. Die jährliche Jugendtagung, die gemeinsam vom Institut Suchtprävention mit dem Verein I.S.I. organisiert wird, war also auch heuer wieder ein Anziehungspunkt für Experten/innen aus unterschiedlichen Einrichtungen. Das spannungsgeladene Leitthema der diesjährigen Veranstaltung lautete „Drogenmündigkeit“. Den Teilnehmerinnen und Teilnehmern wurden neben interessanten, kontroversen Sichtweisen in den Hauptvorträgen und der angeregt geführten „Talk Show“ auch wichtige Praxiseinblicke in konkrete Projekte zum Thema Drogenmündigkeit gegeben. Und wengleich eine Diskussion über das Erlernen von Substanzkonsum zwangsläufig offene Fragen hinterlässt, kann man getrost von einer gelungenen Veranstaltung sprechen, die mit Sicherheit Denkanstöße und Inspiration für die Arbeit mit Jugendlichen gegeben hat.

Das erste von drei Hauptreferaten wurde von Prof. Dr. Gundula Barsch von der Hochschule Merseburg gestaltet, die dem Publikum das von ihr entwickelte Konzept von Drogenmündigkeit vorstellte. Anschließend erläuterte Dr. Alfred Uhl, Koordinator des Bereichs Suchtpräventionsforschung und -dokumentation am Anton-Proksch-Institut Wien auf anschauliche Weise die Rolle der Suchtprävention im Spannungsfeld zwischen Emanzipation und Paternalismus. Zudem gab der Passauer Philosoph Dr. Thomas Mohrs einige aus neurophilosophischer Sicht bemerkenswerte Denkanstöße zum Thema Mündigkeit. Bei der von Lothar Jochade moderierten „Talk Show“ diskutierten neben Gundula Barsch und Alfred Uhl auch Landesdrogenkoordinator Thomas Schwarzenbrunner, Doris Wagner (Streetwork Steyr, Verein I.S.I.) und Christoph Lagemann (Institut Suchtprävention) zum Thema Drogenmündigkeit bei Jugendlichen. Für die Tagungsteilnehmer/innen bot sich neben den Hauptreferaten auch die Gelegenheit an einem von fünf angebotenen Workshops teilzunehmen. Dabei wurden Projekte aus der Praxis präsentiert. Ein Schwerpunkt lag auf dem Thema „konsumierende Jugendliche“. Die Bandbreite der vorgestellten Projekte war dennoch sehr groß. Sie reichte von stabilisierenden arbeitsmarktpolitischen Projekten (Produktionsschule BFI Steyr) über Möglichkeiten der regionalen Netzwerkbildung (Flow Akut), einem sekundärpräventiven Ansatz im Bereich Freizeitdrogen (ChEckIT!) bis zu den jüngsten Studienergebnissen zum Thema Komatrinken (Institut Suchtprävention, API Wien). Ergänzend dazu wurden im Workshop „Gelebte Alkoholkultur mit Jugendlichen“ das alkoholbegleitende Projekt „Salute“ sowie eine „alternative happy hour“ im Cafebereich eines Jugendzentrums dem Publikum näher gebracht.

Prof. Dr. Gundula Barsch, Dr. Alfred Uhl, Dr. Thomas Mohrs



Detaillierte Unterlagen sowie Audiofiles finden Sie auf den Internetseiten des Instituts Suchtprävention | www.praevention.at sowie des Vereins I.S.I. | www.streetwork.at

INTERN

Mag. (FH) Andreas Reiter,
Außerschulische Jugend- und Arbeitswelt



VON DER DONAU BIS ZUR ELBE

Andreas Reiter koordiniert am Institut Suchtprävention die Bildungsangebote für außerschulische Multiplikatoren.

Ob es um Jugendthemen, (neue) Medien oder Fußball geht: Einer ist am Institut Suchtprävention immer am Ball: Andreas Reiter, Mitarbeiter der Abteilung Außerschulische Jugend und Arbeitswelt. Er koordiniert am Institut die Bildungsangebote für Multiplikatoren im außerschulischen Bereich. Dazu zählen beispielsweise Einrichtungen aus der offenen und pädagogischen Jugendarbeit, sozialpädagogische Initiativen oder die Jugendwohlfahrt. Als Themenverantwortlicher für den Bereich „konsumierende Jugendliche“ ist der ausgebildete Sozialarbeiter unter anderem für das Coaching von Teams und Einrichtungen der außerschulischen Jugendarbeit sowie für die Projekte „Peer Drive Clean“ (Suchtprävention in Fahrschulen) und „movin“ (Motivierende Gesprächsführung mit Jugendlichen) zuständig.

So vielfältig und bunt wie sein Aufgabengebiet gestaltet sich auch sein beruflicher Werdegang. Denn der gebürtige Mühlviertler startete zunächst als Großhandelskaufmann in der VÖEST ehe der passionierte Fußball-Fan (Blau-Weiß Linz) nach erfolgreicher Absolvierung der Fachhochschule für Soziales in Linz in der Delogierungsprävention tätig wurde. Die Verbindungen zum Institut entstanden während der Studienzeit an der FH in Linz sowie während eines mehrmonatigen Praktikums in der Landesdrogenkoordination. Was folgte war ein Engagement als externer Seminartrainer am Institut Suchtprävention, bei dem er seit Februar 2008 hauptberuflich tätig ist. Was ihm an seiner Arbeit besonders gefällt? Neben der familiären Atmosphäre ist es der politisch-strategische Zugang zum Thema Sucht sowie seine Position als Nahtstelle zur Sozialarbeit.

Abseits des Berufes ist der für seinen trockenen, treffsicheren Humor bekannte Mann gerne unterwegs: am liebsten auf Städtereisen und am allerliebsten im hohen Norden, genauer gesagt in Hamburg. Die pulsierende Medienmetropole an der Elbe fasziniert den leidenschaftlichen Zeitungsleser – nicht nur des Fußballs wegen. Einen ganz anderen Hafen steuert Andreas Reiter aber im Herbst an, nämlich jenen der Ehe. Dazu wünschen wir ihm und seiner Karin schon jetzt das Allerbeste!

NIKOTINKONSUM IN OBERÖSTERREICH:

Trend zum Nichtrauchen bestätigt – Raucherzahlen auf sehr hohem Niveau

Die Ergebnisse des „Drogenmonitoring 2009“ zeigen, dass es einen Trend zum Nichtrauchen gibt. Dennoch: Die Anzahl der täglichen Raucher ist mit 27 % immer noch auf einem international sehr hohen Niveau. Die erstmals erfassten Zahlen zum Passivrauchen zeigen, dass ein knappes Viertel der Nichtraucher täglich davon betroffen ist.

Die positive Nachricht zuerst: Die Oberösterreicherinnen und Oberösterreicher rauchen weniger, sind stärker sensibilisiert und haben ihre Einstellungen rund um das Thema Rauchen verändert. Dennoch ist der Anteil der Raucherinnen und Raucher auf sehr hohem Niveau und etwa ein Viertel der nichtrauchenden Bevölkerung ist von täglichem Passivrauchen betroffen. Das sind einige der jetzt präsentierten Ergebnisse des „Drogenmonitoring 2009“.

Das Institut Suchtprävention führt diese repräsentative Studie seit dem Jahr 2000 alle drei Jahre durch. Dabei wird die oberösterreichische Bevölkerung über Wissen, Einstellungen und Verhalten rund um legale und illegale Drogen bzw. Sucht befragt. Die Studie, für die rund 1500 Personen ab 15 Jahren befragt wurden, dient sowohl der Suchtprävention als auch der Politik als Entscheidungsgrundlage. Hier die wichtigsten Details für den Bereich Nikotin:

Fast zwei Drittel sind Nichtraucher

Der Anteil der Nichtraucher in Oberösterreich hat sich von 56 % (Befragung 2006) auf 63 % erhöht. Noch deutlicher zeigt sich der Trend zum Nichtrauchen wenn man die Ergebnisse aus den Jahren 2003 und 2000 einbezieht. So lag die Nichtraucherquote vor sechs Jahren bei 47% und vor neun Jahren bei 42 %. Das ergibt seit dem Jahr 2000 einen Anstieg von 21 %.

Weniger tägliche Raucher

Während die Anzahl der Nichtraucher in den vergangenen Jahren angestiegen ist, hat sich naturgemäß die Zahl der Raucher verringert. 37 %, also ein gutes Drittel der Oberösterreicher/innen greift zum Glimmstängel. Bemerkenswert ist die Tatsache, dass es nicht nur weniger Raucher, sondern auch weniger „tägliche“ Raucher gibt. Das heißt, die Anzahl jener, die täglich rauchen hat sich innerhalb der letzten Jahre verringert – von 31 % auf 27 %. Im Jahr 2000 gaben sogar noch 40 % an, täglich zu rauchen. Im internationalen Vergleich ist dieser Anteil jedoch sehr hoch.

Im Schnitt werden unter den täglichen Rauchern/innen rund 16 Zigaretten pro Tag konsumiert. Hier zeigt sich, dass Männer (17,6 Zigaretten/Tag) öfter zur Zigarette greifen als Frauen (14,8 Zigaretten/Tag). Die Anzahl der täglich konsumierten Zigaretten ist im Vergleich zum Jahr 2006 leicht gesunken.

Ähnlich sieht die Situation bei den so genannten „Gelegenheitsrauchern“ aus. Auch hier zeichnet sich der Trend zum Verzicht ab. 2009 gaben 10 % der Befragten an gelegentlich zu rauchen, 2006 waren es noch 12%. (2003: 14 % / 2000: 17%).

56 % wollen ihr Rauchverhalten verändern

Beim Drogenmonitoring 2009 wurden den täglichen Raucherinnen und Rauchern auch Fragen zum künftig beabsichtigten Rauchverhalten gestellt. Dabei zeigte sich, dass zwar einerseits ein relativ hoher Anteil von 44 Prozent so weiter rauchen möchte wie bisher. Andererseits will die Mehrheit der täglichen Raucher (56%) ihr Rauchverhalten verändern. Lediglich knapp jeder Fünfte (19 %) beabsichtigt ganz mit dem Rauchen aufzuhören. Ein gutes Drittel (37%) will künftig weniger rauchen.

→ PASSIVRAUCHEN IN OBERÖSTERREICH

Für das Drogenmonitoring 2009 wurden erstmals Daten zum Thema Nichtraucherschutz und Passivrauchen in Wohnungen und am Arbeitsplatz abgefragt.

So gaben 22,4 % der Oberösterreicher/innen an, dass in den Innenräumen ihrer Wohnung geraucht wird. Das sind rund 120.000 Haushalte. In 10 % aller oberösterreichischen Haushalte wird regelmäßig in den Innenräumen geraucht, obwohl dort auch Nichtraucher/innen leben.

Insgesamt sind rund 100 000 Nichtraucherinnen und Nichtraucher von (ca. 7 % der oberösterreichischen Bevölkerung) vom Passivrauchen in der eigenen Wohnung betroffen.

Über 40.000 Kinder und Jugendliche von Passivrauch in der Wohnung betroffen

Besonderen Schutz vor Passivrauchen sollte Kindern und Jugendlichen zukommen. In 18 % der Haushalte, in denen minderjährige Kinder leben, wird geraucht (9 % regelmäßig, 9 % in Ausnahmefällen z.B. wenn Besuch kommt). Das sind insgesamt 5,4 % der oberösterreichischen Haushalte. Hochgerechnet auf die Bevölkerung leben also rund 21.000 Kinder und Jugendliche in einem oberösterreichischen Haushalt, in dem regelmäßig geraucht wird. Weitere 22.000 Minderjährige leben in einem Haushalt, in dem in Ausnahmefällen geraucht wird. Das sind rund 43.000 Kinder und Jugendliche die einer Passivrauchbelastung in ihrem Zuhause ausgesetzt sind oder 15,2 % aller Minderjährigen in unserem Bundesland.

Geteiltes Bild beim Passivrauchen am Arbeitsplatz

Bei der Frage wie das Thema Rauchen an der Arbeitsstelle (Innenräume) geregelt ist, ergibt sich ein geteiltes Bild. 47,4 % der Befragten gaben an, dass an ihrer Arbeitsstelle nirgends geraucht werden darf. 47,3 % gaben an, dass an ihrer Arbeitsstelle an bestimmten Orten geraucht werden darf und weitere 4,4 % der Befragten berichteten, dass an ihrer Arbeitsstelle überall geraucht werden darf.

Für den Nichtraucherschutz am Arbeitsplatz besonders relevant ist, dass 15,1 % der Nichtraucher/innen angeben, dass an ihrem direkten Arbeitsplatz geraucht wird (davon 7,3 % in Ausnahmefällen). Hochgerechnet auf die oberösterreichische Bevölkerung über 15 Jahren sind das rund 113.000 Personen die als Nichtraucher/innen von Passivrauchen am Arbeitsplatz betroffen sind.

Die geschlechtsspezifische Auswertung zeigt grundsätzlich höhere Belastungen bei den Männern. 25,6 % der Männer gaben an, dass an ihrem direkten Arbeitsplatz geraucht wird bzw. in Ausnahmefällen geraucht wird. Bei den Frauen betrug dieser Wert 17,6 %.

Ein Viertel aller Nichtraucher sind Passivraucher

24,2%, also knapp ein Viertel der Nichtraucher/innen gab an, von täglichem Passivrauchen betroffen zu sein. Das sind rund 180.000 aller Landsleute über 15 Jahre. Darin nicht inkludiert sind sämtliche Kinder bis 14 Jahre, die Passivrauchen in der elterlichen Wohnung ausgesetzt sind.

Raucherentwöhnung wird wichtiger – Gesundheitsbewusstsein steigt

Das Thema Raucherentwöhnung hat in den vergangenen Jahren stark an Bedeutung gewonnen. Das zeigt sich beispielsweise an der Tatsache, dass 42 Prozent der täglichen Raucher schon einmal (28%) oder mehrmals (14%) im vergangenen Jahr versucht haben mit dem Rauchen aufzuhören.

Gleichzeitig steigt auch das Gesundheitsbewusstsein innerhalb der Bevölkerung. So stimmten 94 % der Befragten folgender Aussage zu: „Wenn Kinder im gleichen Raum anwesend sind, soll auf keinen Fall geraucht werden“. Im Jahr 2006 waren es 91 %, drei Jahre zuvor 85%.

Fast alle Oberösterreicherinnen und Oberösterreicher (95 %) sind der Meinung, dass Frauen das Rauchen in der Schwangerschaft unbedingt vermeiden sollten.

Zum Thema Nichtrauchergefährdung meinen mittlerweile 86 Prozent der Landsleute, dass „Passivrauchen eine große Gefahr für Nichtraucher ist“. Im Jahr 2003 waren es lediglich 79 % (2006: 85%). Über die gesundheitlichen Auswirkungen des Passivrauchens fühlen sich knapp zwei Drittel (65 %) der Befragten sehr gut oder gut informiert.

Forderung nach mehr Jugendschutz und Prävention

92 % der Befragten sind der Meinung, dass mehr getan werden sollte, um Jugendliche vom Rauchen abzuhalten. Fast alle (96%) sind auch dafür, die Suchtvorbeugung in Schulen und Betrieben zu intensivieren.

Generell lässt sich eine Tendenz erkennen, dass tabakkritische Meinungen zunehmen. So stimmen beispielsweise 70 % der Oberösterreicher/innen der Aussage zu, dass „die Tabakindustrie skrupellos ist, weil sie sich auf Kosten der Gesundheit von Menschen bereichert“. Vor drei Jahren waren erst 62 % dieser Meinung. Eine nach wie vor hohe Zustimmung erhält die Forderung, dass „Betriebe, die Zigaretten an unter 16-Jährige verkaufen, strenger bestraft werden sollen“. 85 % der Landsleute können sich dem anschließen.



Gesundheitspreis für „Peer Drive Clean“



Erster Suchtpräventionslehrgang für Berufsschulen abgeschlossen



→ GESUNDHEITSPREIS FÜR PEER DRIVE CLEAN

Der Gesundheitspreis der Stadt Linz 2009 ging an „Peer Drive Clean“. Das Projekt des Instituts Suchtprävention wurde mit dem 1. Preis in der Kategorie „freie Initiativen, Selbsthilfegruppen, Betriebe, Vereine“ ausgezeichnet. Projektleiterin Mag. Erika Kunze durfte bei der feierlichen Preisverleihung im alten Rathaus der Landeshauptstadt im Februar die Auszeichnung von Vizebürgermeisterin Dr. Christiana Dolezal entgegennehmen. Bei „Peer Drive Clean“ werden in oberösterreichischen Fahrschulen die heiklen Themen Alkohol, Drogenkonsum und Straßenverkehr mit unkonventionellen Methoden auf den „Lehrplan“ gerufen.

→ GESUNDHEITSPRÄMIEN DES LANDES OÖ FÜR AMPFLWANGER SUCHTPRÄVENTIONSPROJEKT

Die Organisatoren des kommunalen Suchtpräventionsprojekts Ampflwang erhielten am 7. April 2010 von Landeshauptmann Dr. Josef Pühringer den Gesundheitsförderpreis des Landes OÖ (Sonderpreis). In Ampflwang läuft seit Jänner 2008 ein kommunales Suchtpräventionsprojekt, das vom Institut Suchtprävention fachlich begleitet wird. Von einem Steuerkreis aus Schlüsselpersonen der Gemeinde wurden eine Vielzahl primärpräventiver Maßnahmen und Programme umgesetzt.

→ OBERÖSTERREICHISCHE PLATTFORM FÜR GEWALTPRÄVENTION GEGRÜNDET

Die Kinder- und Jugendanwaltschaft des Landes Oberösterreich (KiJA), das Institut Suchtprävention, der Schulpsychologische Dienst des Landesschulrates sowie das Landespolizeikommando OÖ haben gemeinsam die Plattform für Gewaltprävention Oberösterreich ins Leben gerufen. Einer der Schwerpunkte der vom Institut Suchtprävention mitinitiierten Kooperation ist die Förderung von Lebenskompetenzen der Schüler/innen. Weitere Informationen zur oberösterreichischen Gewaltpräventionsplattform erhalten Sie im Internet auf der neu eingerichteten Seite www.gewaltpraevention-ooe.at

→ TAKE CONTROL: NEUE WENIGER-RAUCHEN-KURSE FÜR JUGENDLICHE

Jugendliche beginnen immer früher mit dem Rauchen. Die Abhängigkeit von der Zigarette, die hohen Kosten sowie die gesundheitlichen Beeinträchtigungen werden jedoch auch als belastend erlebt. Daher wollen sie ihren Zigarettenkonsum schon im Jugendalter wieder reduzieren oder beenden. Für diese Zielgruppe bietet das Institut Suchtprävention auch heuer wieder Unterstützung durch „Take Control“: Dieses spezielle Kursprogramm wird kostenlos für Schulen, Jugendzentren, Gemeinden und Vereine durchgeführt. Der Take Control Weniger-Rauchen-Kurs richtet sich an Jugendliche zwischen 16 und 25, die mit dem Rauchen aufhören wollen. Der Kurs dauert 4 Wochen, jede Woche findet ein 1,5-stündiges Treffen der Kursgruppe statt. Detaillierte Infos unter: www.takecontrol.at ... Jetzt auch auf Facebook!

→ ERSTER SUCHTPRÄVENTIONSLEHRGANG FÜR BERUFSSCHULEN ABGESCHLOSSEN

20 Lehrkräfte aus 15 oberösterreichischen Berufsschulen dürfen sich seit Jänner 2010 als „Kordinator/in für Suchtprävention“ bezeichnen. Sie sind die ersten Absolventen des im November 2008 gestarteten Pilotprojekts, das vom Institut Suchtprävention gemeinsam mit der Pädagogischen Hochschule des Bundes in Oberösterreich (PH OÖ) entwickelt und durchgeführt wurde. Der feierliche Abschluss samt Zeugnisübergabe fand in der Berufsschule 1 in Wels statt. Die Koordinatoren/innen für Suchtprävention sollen in Zukunft suchtpreventive Maßnahmen an ihrer Schule koordinieren und werden dabei vom Institut Suchtprävention unterstützt. Ziel des Projekts ist es, ein Netzwerk zwischen den Berufsschulen und den Facheinrichtungen innerhalb der jeweiligen Region zu schaffen. Die Koordinatoren/innen sollen dabei als Drehscheibe und Bindeglied fungieren.

→ ANGEBOTE DES INSTITUTS SUCHTPRÄVENTION ZUM THEMA RAUCHEN

x.act Nikotin: Unterrichtsmaterialien zur Prävention des Rauchens in der Schule

Seminar für Lehrkräfte der Sekundarstufe I: Alltagsdroge Nikotin – Prävention in der Schule

Take Control: Der Weniger-Rauchen-Kurs für Jugendliche. Kostenloses Kursprogramm für Jugendliche, die mit dem Rauchen aufhören wollen.

„kiss me - smokefree“: Jugendinfolyer, Substanzinformationen für Jugendliche

Infolyer Tabak: Substanzinfos der Österreichischen ARGE Suchtvorbeugung

Alkohol und Rauchen in der Schwangerschaft: Neue Informationsbroschüre in Kooperation mit der OÖGKK und der Ärztekammer OÖ

→ FÖRDERMÖGLICHKEITEN FÜR INSTITUTS-ANGEBOTE IM LEHRLINGSBEREICH

Für die Weiterbildungsangebote **Grundlagenseminar Suchtprävention im Lehrlingswesen**, **Workshop für Lehrlinge: Raucht und Risiko XL** (inkl. erlebnispädagogischem Teil) und **Take Control: Weniger-Rauchen-Kurs für Jugendliche in Betrieben** kann ab sofort gemäß § 19c Berufsausbildungsgesetz (BAG) eine Förderung im Ausmaß von 75 % beantragt werden. Detaillierte Informationen zu den Lehrlingsangeboten finden auf unserer Homepage www.praevention.at (Rubrik Zielgruppen/Arbeitswelt/Lehrlingsausbildung). Infos zu den Förderrichtlinien finden Sie unter der Web-Adresse www.lehrfoerdern.at.

→ UNTERRICHTSMATERIALIEN ZUM THEMA ESSSTÖRUNGEN

Das Institut Suchtprävention hat seine Unterrichtsmaterialien-Serie „x.act“ um das Thema Essstörungen erweitert. Wichtiges Grundlagenwissen findet sich darin ebenso wie konkrete Hilfestellungen zu Früherkennung und Handeln im Anlassfall. Zudem finden Lehrkräfte Unterrichtseinheiten samt Arbeitsblättern, einen Adressstiel mit Hilfsangeboten sowie Infos zur Prävention von Essstörungen. Das Handbuch steht ausschließlich in elektronischer Form, kostenlos auf unserer Internetseite (Rubrik Angebote/Infomaterialien) zur Verfügung.

→ NEUE ELTERNBROSCHÜRE: „ÜBER CANNABIS REDEN“

Die Österreichische ARGE Suchtvorbeugung hat eine neue, kostenlose Broschüre zum Thema Cannabis veröffentlicht. „Über Cannabis reden“ wurde unter Einbeziehung von Expert/innen aus den Bereichen Suchtprävention, Drogenarbeit, Polizei und Psychiatrie erarbeitet und bietet einen umfassenden Überblick zum Thema, inklusive Rechtsinformationen und Tipps für den konkreten Anlassfall. Gedruckte Exemplare sind am Institut Suchtprävention bzw. in den jeweiligen Bundesländer-Fachstellen erhältlich.

→ FORSCHUNGSPRAKTIKUM „JUGEND – FORTGEHEN – ALKOHOL“

Das Institut für Soziologie (Abteilung für Theoretische Soziologie und Sozialanalysen) der Johannes Kepler Universität Linz hat in Kooperation mit dem Institut Suchtprävention eine empirische Untersuchung zum Fortgehtext und Alkoholkonsum Jugendlicher in Oberösterreich durchgeführt. Diese wurde im Rahmen eines dreisemestrigen Forschungspraktikums unter der Leitung von Dr. Helmut Dworschak und Mag. Roland Lehner von Linzer Soziologie-studierenden erstellt. Dabei wurden jugendliche Lebenswelten in Oberösterreich im Kontext von Fortgehtverhalten und Alkoholkonsum untersucht. Im Zeitraum von Mai bis August 2009 wurden repräsentativ 396 Jugendliche im Alter zwischen 15 und 19 in ganz Oberösterreich dazu persönlich interviewt.

Zu den Erkenntnissen des Berichts zählen unter anderem, dass beispielsweise hinsichtlich der gesellschaftlichen Bedeutung des Alkohols die befragten Jugendlichen angaben, dass dieser eine zentrale Rolle in unserer Kultur spielt und bei gesellschaftlichen Anlässen selbstverständlich dazugehört. Die Dimension Gesellschaft und Alkohol wird von den Jugendlichen aber differenziert gesehen: Alkohol spielt zwar eine zentrale Rolle in unserer Kultur, aber auch ohne Alkohol – so die Meinung von vier Fünftel der Befragten – kann es in Gesellschaft lustig werden. 62 % sind der kritischen Ansicht, dass die Gefahren des Alkohols in unserer Gesellschaft unterschätzt werden.

Der komplette Abschlussbericht des Forschungspraktikums kann kostenlos in der Fachbibliothek des Instituts Suchtprävention entlehnt werden.



ALKOHOLINTOXIKATIONEN BEI KINDERN UND JUGENDLICHEN IN OBERÖSTERREICH

Alexander Starzer, Alfred Uhl, Alexandra Puhm, Julian Strizek, Ulrike Auracher, Aron Kampusch, 2010

Um die Hintergründe des Phänomens „Komatrinken“ zu erforschen, wurde das Institut Suchtprävention im Jahr 2008 vom Land Oberösterreich beauftragt eine Studie zu erstellen. Diese Studie wurde in Zusammenarbeit mit dem Ludwig Boltzmann Institut für Suchtforschung in Wien durchgeführt und die Ergebnisse im Rahmen einer Pressekonferenz im November 2009 veröffentlicht. Jetzt wurde der Bericht in der Schriftenreihe „Gesundheitswissenschaften“ an der Johannes Kepler Universität Linz in Zusammenarbeit mit der OÖ Gebietskrankenkasse in Buchform publiziert. Insgesamt wurden für die Untersuchung 103 Experten/innen aus den Bereichen Exekutive, Gastronomie, Krankenhaus, Jugendarbeit, Rettungsdienst und Sozialversicherung befragt. Zudem wurden die Diagnosedaten der öffentlichen Krankenhäuser in OÖ analysiert. Das Herzstück der Studie sind Interviews mit 50 Jugendlichen im Alter zwischen 14 und 17 Jahren, die aufgrund einer Alkoholvergiftung in ein oberösterreichisches Spital eingeliefert wurden.

**JUGEND UND GESUNDHEIT – EIN FORSCHUNGSÜBERBLICK**

Horst Hackauf, Heike Ohlbrecht (Hrsg.), 2010

Das Jugendalter ist von tief greifenden Veränderungen und einer Vielzahl von sozialen Einflüssen bestimmt. Studien belegen die Zunahme von gesundheitlichen Belastungen im Jugendalter sowie die Konsequenzen der veränderten Bedingungen des Erwachsenwerdens für die physische, psychische und soziale Gesundheit. Der Sammelband „Jugend und Gesundheit“ enthält Beiträge von Experten/innen aus Deutschland, der Schweiz und Österreich. Das Buch stellt die bisherigen Forschungsbefunde ausführlich dar und bettet sie in den europäischen Kontext ein. Die Beiträge zeigen auf, welche veränderten Anforderungen an Jugend im gesellschaftlichen Kontext gestellt werden und welche Auswirkungen dies auf die gesundheitliche Entwicklung hat.

**SCHUTZFAKTOREN BEI KINDERN UND JUGENDLICHEN**

Stand der Forschung zu psychosozialen Schutzfaktoren für Gesundheit, Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, 2009

Risikofaktorenmodelle spielen in der Medizin und Gesundheitsversorgung seit vielen Jahren eine wichtige Rolle. Als gesundheitliche Risikofaktoren gelten dabei Merkmale, von denen angenommen wird, dass sie die Wahrscheinlichkeit des Auftretens dieser Erkrankungen erhöhen. Eines der ersten „Schutzfaktorenmodelle“ ist Antonovskys Salutogenese-Modell. Neben der Frage „Was macht krank?“ thematisiert es die gesunderhaltende Lebensweise. Inzwischen beschäftigt sich die wissenschaftliche Forschung intensiv mit Schutzfaktoren, vor allem im Hinblick auf gesundheitliche Schutz-, Protektiv- und Resilienzfaktoren. Das Wissen um die schützende Wirkung solcher Faktoren trägt zur Planung und Fundierung von Präventionsmaßnahmen bei. Eine besondere Rolle spielen psychische und soziale Schutzfaktoren. Diese Forschung hat insbesondere die Entwicklungspsychologie und die Kinder- und Jugendpsychotherapie stimuliert und zur Entwicklung von Maßnahmen zur „Stärkung“ von Kindern und Jugendlichen beigetragen.

**INTEGRALE PROJEKTMETHODIK**

Für Innovation und Entwicklung in Quartier, Gemeinde und Stadt, Alex Willener, 2007

Ob Jugendarbeit, Gesundheitsförderung, Entwicklungszusammenarbeit oder Stadtentwicklung: Meist spielen ähnliche methodische Ansprüche und Grundhaltungen eine Rolle. Sie lassen sich mit den aus der Wirtschaft stammenden Projektmanagementrezepten nicht bewältigen. Das vorliegende Werk baut auf dem reichhaltigen Projekt-Erfahrungsschatz der soziokulturellen Animation auf. Die dort entstandene Projektmethodik wird so erweitert, dass sie in einer Vielzahl von Situationen, Settings und Kontexten anwendbar ist. Eine wichtige Rolle spielen Arbeitsprinzipien wie Empowerment, Partizipation, Geschlechter-Gerechtigkeit, Vielfalt gestalten oder nachhaltige Wirkung. Das von der Praxis her abgeleitete neue Projektmodell unterscheidet zwei Grundfunktionen: die Projektintervention und das Projektmanagement. Gespräche mit erfahrenen Projektleitenden aus verschiedenen Arbeitsfeldern ergänzen den methodischen Teil mit praktischen Erfahrungen. Ein Hilfsmittel für alle, die in Projekten in offenen Handlungsfeldern tätig sind.



Unsere Institutsbibliothek steht Ihnen kostenlos zur Verfügung.

Öffnungszeiten: Mo-Do: 8:30–12 Uhr und 13–16 Uhr | Fr: 8:30–12 Uhr | Schulfreien: 8:30–12 Uhr | Online-Katalog: praevention.at

Institut Suchtprävention | A 4020 Linz Hirschgasse 44 | +43 (0)732/77 89 36 | info@praevention.at | www.praevention.at | www.1-2-free.at

Bezahlte Anzeige

Keine Sorgen kann man nie genug haben.



Oberösterreichische
Versicherung AG